This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F26487

~~8° Lingerm~~

F IV

h 1

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Schriften

von

G. A. v. Halem.

Erſter Band.

Proſaiſche Aufſätze.

K. BIBLIOTHEK

Münſter,
bei Peter Waldeck.
1803.

PT 2287
H56
1803
v.1

Inhalt.

Erstes Buch.

Erzählungen aus dem Mittelalter.

Zur Einleitung etwas über den Rittergeist des Mittelalters und die Troubadours — S. 1

I. Französische und Englische Geschichten.

I. Aucassin und Colette. — 28
II. Ritter Lanval — 63
III. Hugo von Mataplana oder das Liebesurtheil — — 93
IV. Saint Didier und Adelheit von Clanstra — — 109
V. Die Franken in Damiate — 113
VI. Die Sprerin — 148
VII. Robert von Artois, oder das Reiher-Gelübde — 150
VIII. Richard Löwenherz — 162

II. Spanische Geschichten.

IX. Rodrigo und Gemene — 165
X. Roderich — 206
XI. Der Nebucadnezar des Mittelalters — 219

Schriften

von

G. A. v. Halem.

Erster Band.

Prosaische Aufsätze.

Münster,
bei Peter Waldeck.
1803.

PT 2287
H56
1803
v.1

Inhalt.

Erstes Buch.

Erzählungen aus dem Mittelalter.

Zur Einleitung etwas über den Rittergeist des Mittelalters und die Troubadours — S. 1

I. Französische und Englische Geschichten.

I. Aucassin und Colette. — 28
II. Ritter Lanval — 63
III. Hugo von Mataplana oder das Liebesurtheil — — 93
IV. Saint Didier und Adelheit von Clanstra — — 109
V. Die Franken in Damiate — 113
VI. Die Sprerin — 148
VII. Robert von Artois, oder das Reiher-Gelübde — 150
VIII. Richard Löwenherz — 162

II. Spanische Geschichten.

IX. Rodrigo und Gemene — 165
X. Roderich — 206
XI. Der Nebucadnezar des Mittelalters — 219

F26487

~~8° Lingerm. #5~~

~~20~~

F IV

h 1

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Schriften

von

G. A. v. Halem.

Erſter Band.

Proſaiſche Aufſätze.

Münſter,
bei Peter Waldeck.
1803.

PT 2287
H56
1803
v.1

Inhalt.

Erstes Buch.

Erzählungen aus dem Mittelalter.

Zur Einleitung etwas über den Rittergeist des Mittelalters und die Troubadours — S. 1

I. Französische und Englische Geschichten.

I. Aucassin und Colette. — 28
II. Ritter Lanval — 63
III. Hugo von Mataplana oder das Liebesurtheil — — 93
IV. Saint Didier und Adelheit von Clastra — — 109
V. Die Franken in Damiate — 113
VI. Die Sprerin — 148
VII. Robert von Artois, oder das Reiher-Gelübde — 150
VIII. Richard Löwenherz — 162

II. Spanische Geschichten.

IX. Rodrigo und Gemena — 165
X. Roderich — 206
XI. Der Nebucadnezar des Mittelalters — 219

Schriften

von

G. A. v. Halem.

II

Erſter Band.

Proſaiſche Aufſätze.

Münſter,
bei Peter Waldeck.
1803.

PT 2287
H56
1803
v.1

Inhalt.

Erstes Buch.

Erzählungen aus dem Mittelalter.

Zur Einleitung etwas über den Rittergeist des Mittelalters und die Troubadours — S. 1

I. Französische und Englische Geschichten.

I. Aucassin und Colette. — 28

II. Ritter Lanval — 63

III. Hugo von Mataplana oder das Liebesurtheil — — 93

IV. Saint Didier und Adelheit von Clanstra — — 109

V. Die Franken in Damiate — 113

VI. Die Sprerin — 148

VII. Robert von Artois, oder das Reiher-Gelübde — 150

VIII. Richard Löwenherz — 162

II. Spanische Geschichten.

IX. Rodrigo und Semene — 165

X. Roderich — 206

XI. Der Nebucadnezar des Mittelalters — 219

PT2287
H56
1803
v.1

Inhalt.

Erstes Buch.

Erzählungen aus dem Mittelalter.

Zur Einleitung etwas über den Rittergeist des Mittelalters und die Troubadours — S. 1

I. Französische und Englische Geschichten.

I. Aucassin und Colette. — 26
II. Ritter Lanval — 63
III. Hugo von Mataplana oder das Liebesurtheil — — 93
IV. Saint Didier und Adelheit von Clastra — — 109
V. Die Franken in Damiate — 113
VI. Die Sprerin — 148
VII. Robert von Artois, oder das Reiher-Gelübde — 150
VIII. Richard Löwenherz — 162

II. Spanische Geschichten.

IX. Rodrigo und Gemene — 165
X. Roderich — 206
XI. Der Nebucadnezar des Mittelalters — 219

III. Deutsche Geschichten.

XII. Odilia — 228
XIII. Graf Huno von Oldenburg und sein Sohn — 240
XIV. Graf Otto von Oldenburg — 244
XV. Der Gott im Kasten — 247
XVI. Graf Uffo und Hilburg — 252
XVII. Der Lippische Odüßeus — — 255
XVIII. Hast Du denn mehr? — 269

Zweites Buch.

Vermischte Erzählungen.

I. Porcia — — 279
II. Arria — — 283
III. Zwei weibliche Heroen — 289
IV. Die Versöhnung — 302
V. Olympia, oder die Lehre des Unglücks 304
VI. Erneſtine — 331
VII. Sir Rivers — 348
VIII. Der zweite Joſeph — 365
IX. Drako, ein Morgenländiſches Hykayn 372
X. Fo, der Gerechte. 377

Erſtes Buch.

Zur Einleitung,

etwas

über den Rittergeiſt des Mittelalters, und die Troubadours.

1.

»Liebe zu Gott und den Damen,« das war die Summe aller Lehre, die dem Ritter des Mittelalters beigebracht wurde. Auch waren es die Damen, welche die Sorge übernahmen, den Rittern, zugleich mit dem Catechismus, die Kunſt zu lieben einzuflößen. Daher konnte denn ein Ritter, der ſeine Dame ſittig zu bedienen

wußte, seiner Seligkeit gewiß seyn; und daher war es die erste Ritterpflicht, nicht nur selbst nichts übels von Damen zu reden, sondern auch nicht zu leiden, daß in der Ritter Gegenwart sich irgend jemand Reden erlaube, die für der Damen Ehre kränkend seyn könnten.

Wenn aber ihrerseits die Damen, durch ihre Aufführung der Ritter-Vertheidigung sich unwürdig machten, so waren sie dagegen der strengen Censur der Ritter ausgesetzt. De la-Tour, der im vierzehnten Jahrhunderte lebte, erzählt in einem Unterrichte für seine Töchter, daß, wenn etwa ein Ungefähr berüchtigte und unberüchtigte Damen in einer Gesellschaft zusammen führte, die Ritter, ohne Rücksicht auf Stand und Reichthum, die Unberüchtigten aufnahmen, und sie über jene setzten.

»Dame!« sagten sie laut in aller Ge-

genwart zu den Berüchtigten, »Dame! mit Euerm Wohlnehmen gehört dieſe Dame über Euch. Iſt ſie gleich nicht ſo adelich und nicht ſo reich, als Ihr, ſo blieb ſie doch ohne Fleck, und ſie gehört in die Zahl der Guten. Das Gerücht ſagt, daß Ihr nicht dazu gehört, und das thut mir leid. Aber Ehre, der Ehre gebühret, und wundert Euch deß nicht.*)

Auch erwähnt de la Tour eines Ritters ſeiner Zeit, Geoffroy, der ſich auf ſeinen

---

*) Dame ne vous deplaise, si cette Dame ou Demoiselle va devant, car combient qu'elle ne soit pas si noble ou si riche comme vous, elle n'est point blasmée, ainsi est mise au compte des bonnes, et ainsi ne dit l'on pas de vous, dont il me desplait, mais l'on fera honneur à qui l'a desservi, et ne vous en mereveillez pas. Sainte Palaye sur l'ancienne Chevallerie. Paris 1781. T. 1. p. 143.

Fahrten genau nach den guten Namen der Damen der Gegend erkundigte. Hörte er von einer, deren Ehre beflecket war, so ließ er sich keinen Umweg verdrießen, um ihre Pforte zu erreichen, an die er dann mit Kreide ein sehr bedeutendes Zeichen machte, und seines Weges zog. Ritt er dagegen vor dem Hause einer ehrbaren, züchtigen Dame vorüber, so unterließ er, wenn er nicht zu eilig war, niemals, zu ihr einzugehen, sie zu begrüßen, ihr Glück zu wünschen, daß sie ihren guten Namen erhalten habe, und sie aufzumuntern, sich in der Zahl der Guten zu behaupten. »Dies war,« sagt der Ritter de la Tour,« eine treffliche Ermunterung für die Damen, gegen jede Befleckung ihrer Ehre auf der Hut zu seyn. «Ich wollte« (fährt er fort), »daß jene Zeit wiederkehrte; denn ich meine, es würden dann weniger Entehrte seyn, als heut zu

Tage leider gefunden werden.*) Jetzt sind Berüchtigte und Unberüchtigte gleich geehrt, ein böses Beispiel für viele, die nun wähnen, es sey einerlei, wie man's treibe; denn jeglicher wiederfahre doch gleiche Ehre. Alles erlaubt man sich jetzt; und wo ist der Damm gegen Ausschweifungen?« **)

---

*) Je vouldroye, que cellui temps fust revenu, car je pense, qu'il n'en seroit pas tant blasmées, comme il est à present. ibid. p. 145.

**) Et pour ce etoit bon exemple à toutes gentilz-Femmes; car pour la honte, qu'elles cyoient dire des otres femmes, elle doubtoient et craignoient à faire mal a point. Mais, Dieu mercy, aujour d'hui on porte aussi bien honneur aux blasmées, comme aux bonnes, dont maintes y prennent mal exemple, et dient, que c'est tout uny et que l'on porte aussi grand honneur à celles, qui sont blasmées et diffamées, comme l'on a fait aux bonnes, il n'y a force a mal faire, tout ce passe: Mais toutes

Aber gleichwie die Ritter die Schätzer der Damenehre waren, ſo ehrten und lohnten auch wieder die Damen der Ritter Thaten. Beſonders ſpielten ſie bei den Tourniren eine große Rolle. Sie begleiteten ihre Ritter bis an die Schranken, und zogen dann kleine Geſchenke von Bändern, Schleifen oder andern Kleinigkeiten aus dem Buſen, die ſie, um die Ritter durch das Andenken an ſie zu befeuern, ihnen an Helm und Arme befeſtigten. Auch während des Kampfes ließen ſie nicht ab, den Muth

---

fois c'est mal dit et mal pensé, car en bonne foy, comme bien qu'en presence on leur fasse honneur et courtoysie, quand l'on est parti d'elles, l'on s'en bourde. Mais je pense, que c'est mal fait, et qu'il vaudroit encore mieux devent tous leurs montrer leurs fautes et leur folies, comme on faisoit en celluy temps, dont je vous ay parlé. Ib. p. 144.

ihrer Kämpfer durch ähnliche Gaben zu unterhalten. Tücher, Manschetten, Kopfzeuge, alle lösbare Stücke des Putzes flogen in der Hitze des Kampfes allmählig den Streitenden zu, und war der Kampf geendet, so standen oft halb entblößet die Damen, und wunderten sich über einander und errötheten, bis sie merkten, daß sie alle in gleichem Zustande waren. Die anfängliche Schaam löfete sich dann oft in Gelächter auf.

Wenn nach geendetem Kampfe dem Sieger der Preis zuerkannt war, dann wurden von den Waffenkönigen und Herolden Damen gewählt, die ihn dem Helden des Tages darreichen mußten. Beim Empfange dieses rühmlichen Lohns hatte der Ritter das Recht, den Damen einen Kuß zu geben, und diese Gunst schien das höchste Ziel seines Triumphs zu seyn. Die Trom-

peten und Zinken tönten jetzt in den lauten Jubel des Volks, und der Sieger ward, gefolgt von der Menge, durch die Damen in den Palast geführt.

Oft auch ward den Damen die Austheilung der Preise überlassen. Oder, war der Preis von den Kampfrichtern einem Ritter zuerkannt, den die Damen dessen nicht würdig hielten, so krönten sie ihrerseits denjenigen Ritter, welcher ihnen des Preises würdig schien. Dieser zweite Damenpreis wurde dem ersten gleich geachtet, und schmeichelhafter, als der erste, war er oft dem Empfänger.

Die von Pindar in Odenschwung gefeierten griechischen Spiele und die Triumphe des alten Roms gewährten keinen glorreichern Lohn, als der Dank der Damen war, womit sie nach Übungs- und Ernstgefechten die Siegenden ehrten. Und sie ehrten ohne

Beschämung der besiegten Mitkämpfer; denn die Hoffnung, auch einst die Palme zu gewinnen, ließ willig auch die Besiegten in des Siegers Preis einstimmen.

Der Sieger ward in das Schloß eingeführt. Die Damen löseten ihm die Waffenrüstung ab, und legten ihm kostbare Kleider an. Nach kurzer Ruhe führten sie ihn in den Saal, wo ihn der Fürst erwartete, und ihm an der Tafel den Ehrenplatz einräumte.

Hier, von den Damen bedient, war er der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Bewunderung aller Gäste und Zuschauer. Der Ruhm des Siegers stieg nach dem Maaße der Unbefangenheit und Bescheidenheit, womit er sich bei solchem Triumphe betrug. Denn die ersten Ritterlehren waren: »Sei in der Ältern Kreise der Letzte zu reden, der Erste zu schlagen im Kam-

pfe!« — »Nie redeſt du zu viel zu andrer Ruhm, zu wenig nie von dir!« — »Hätteſt du Alexandes Macht und Salomons Weisheit, wäreſt du Hectoren ähnlich an Tapferkeit und hätteſt der Demuth nicht, ſo wäre geringe, was du hätteſt.« Die Lehre der Demuth ging gereimt zum Sprüchwort über:

»Ein Ritter ſey, nach Edler Weiſe,
»Im Schlagen hart, in Worten leiſe.«*)

Stoff zur Tafelunterhaltung gaben wechſelnd die Thaten der Kämpfer, welche ſich bei Turnieren oder Schlachten ausgezeichnet hatten, und die Abentheuer der Ritter der Vorzeit. Dieſe waren auch der Inhalt der Geſänge und Lieder, welche die Damen, Jungfrauen und Minſtrels anſtimm-

*) Un chevallier, n'en doutez pas,
Doit ferir hault et parler bas.

ten, und mit dem Schall der verschiedenen Instrumente vereinten. Oft wurden diese Verse nachher in steinerne Säulen gehauen, die zum Andenken eines Kampfspieles errichtet wurden. Sie gingen von Mund zu Mund, von Hofe zu Hofe, verbreiteten so den Ruhm der Sieger bis an die Gränzen Europa's, und spornten zu ähnlichen Thaten die Hörer.

Nach der Mahlzeit vertheilten Ritter und Damen sich in die Gemächer des Palastes und unterhielten sich mit Übungen in mancherlei Künsten. Eine der geistigen Übungen war die Liebescasuistik. Man warf allerhand Fragen auf; z. E. »Eine Dame von hohem Range wird von zwei gleich adlichen Rittern geliebt; der eine ist herzhaft und unerschrocken, hat aber kein anderes Verdienst, als dies; der andere vereiniget alle Tugenden, die Herzhaftigkeit

ausgenommen. Welchen von beiden soll sie am meisten schätzen?«

Ein anderer fragte: »wer muß sich mehr um die Liebe und Achtung seiner Dame bewerben, der schon beglückte, oder der noch hoffende Liebhaber?«

Die Troubadours, die bei solchen Witzkämpfen gegenwärtig waren, zeigten dann ihre Talente, und manche Stegreifgedichte flatterten empor und starben. Auch die Damen übten sich nicht selten in diesen politischen Spielen. So forderte Marie von Ventadour einst den Troubadour Gui auf.

Marie.

Du Sänger, deß Wissen ich schätze,
O deute der Liebe Gesetze!
Uns schmiegt sich gehorsam der Mann;
Steht dies den Weibern auch an?

Gui.

Wohl kenn' ich der Liebe Geſetze,
Die wiſſend ich nimmer verletze.
Euch ſchmiegt ſich gehorſam der Mann:
Das ſteht auch den Weibern wohl an.

Marie.

Was kniet denn ihr Männer und ſchmeichelt?
So iſt wohl die Demuth erheuchelt?
Ihr gebt uns ja Kronen und Reich.

Gui.

Die Liebe macht wieder uns gleich.

Vor allen liebten die Damen das kriegeriſche Schachſpiel. Der Stein, welcher bei dieſem Spiel eine Hauptrolle ſpielt, und der bei den morgenländiſchen Erfindern des Spiels der General (Fersia) hieß, wurde nun, aus Galanterie gegen das Frauenzimmer, zur Jungfrau, zur Dame, zur Königin gemacht.*) Da den Damen andere

*) (L. W. C. v. Halem.) Bibliograph. Unterhaltungen. II. S. 152.

Kämpfe verſaget waren, freueten ſie ſich, wenn ſie wenigſtens hier die Ritter beſiegen konnten. Dagegen munterten ſie ihre Anbeter zu neuen kriegeriſchen Unternehmungen auf.

»Ich möchte gern einen Engländer von Angeſicht ſehen!« ſagte während des franzöſiſch-engliſchen Krieges eine Dame einſt zu ihrem Liebhaber, dem Ritter Bonnelance. »Ich will darauf ausgehen,« war des Ritters Antwort,« und bin ich glücklich genug, einen zu fangen, ſo bring' ich ihn Euch.« Er hielt Wort. Mehrere Engländer fing er, und brachte ſie der neugierigen Liebhaberin, die darob große Freude bezeigte.

Nach der Schlacht von Azincourt fanden ſich vier Damen zuſammen, deren Ritter ein verſchiedenes Schickſal betroffen hatte. Der eine war im Kampfe getödtet;

der

der andere kin. Gefangener der Engländer geworden; vermißt ward der dritte, ohne daß man wußte, wohin er gekommen ſey; der vierte befand ſich zwar geſund und wohl, aber einer ſchimpflichen Flucht verdankte er ſeine Rettung. Alle Damen klagten; doch am gerechteſten ſchien den andern der laute Jammer der Dame des Entflohenen. »Warum habe ich doch,« klagte ſie, »meine Liebe einem feigen Ritter geſchenkt! Lieber hätte ich ihn todt wieder geſehen, denn lebend.«

Der berühmte Ritter Bertrand du Guesclin war von den Engländern gefangen. Er konnte ſich mit einem Löſegelde befreien, deſſen Summe zu beſtimmen, ihm ſelbſt überlaſſen war. Guesclin beſtimmte ſie ausſchweifend hoch. »Aber wie wollt ihr die bezahlen?« fragte verwundernd der Prinz von Wallis. «O,« antwortete er,

»ich habe Freunde die Menge; es giebt in Frankreich kein Weib, das Fäden aus ihrer Spindel zieht, was nicht mit ihren Händen arbeiten ſollte, um mich den Eurigen zu entreiſſen.« Guesclin war der häßlichſte Mann unter der Sonne; aber die Damen rechtfertigten ſein Vertrauen, und Wunder! die Königin von England war die erſte, welche eine anſehnliche Summe herſchoß, um dem Feinde ihrer Nation die Freiheit zu verſchaffen. Der Befreite warf ſich dankerfüllt der Königin zu Füßen. »Ich habe mich,« ſprach er, »für den häßlichſten Mann in Frankreich gehalten; aber ich beginne, beſſere Meinung von mir zu hegen, ſeit Ihr, o Königin! mich ſo herrlich beſchenket.«

Dies war der Geiſt der Ritterſchaft; und wer möchte läugnen, daß, ſo wenig die Triebfeder der Handlungen auch in der

reinen Vernunft gegründet war, doch die Menschheit dadurch veredelt werden konnte, und wirklich veredelt ward? Aber nichts können die Menschen in ihrer Reinheit erhalten. Die Ritterschaft hatte das Schicksal aller Institute; durch Mißbrauch ward sie geschändet. Der schlechte Unterricht, den der Adel genoß, war der Grund des ganzen Verderbens. Auf Erwerbung körperlicher Fertigkeiten schränkte sich die ganze Rittererziehung ein. Sie wußten von nichts, als von der Natur der Vögel und Hunde, und von der Jagd zu reden, und ihr Geschmack war allein durch die unsittlichen Gesänge der After-Troubadours (Jongleurs) gebildet, die, um ihren Unterhalt zu erwerben, die Welt durchliefen. Wenige Ritter lernten lesen, wenigere schreiben. Selbst der berühmte Ritter Guesclin mußte den Geistlichen kommen lassen, wenn er et-

was Geschriebenes lesen wollte. Natürlich wurden die Ritter dadurch noch abhängiger von der Geistlichkeit, und die Religion war und blieb ein Wort- und Ceremoniengewebe, das zum elendesten Aberglauben führte: Priester Absolution wähnte man, befreie sie von aller Missethat, und in dieser abscheulichen Überzeugung überließen die Ritter sich, zumal während der Kreuzzüge, den schrecklichsten Ausschweifungen. Prahlsucht ward mit Ruhmbegierde, Verwegenheit mit Tapferkeit verwechselt. Unterordnung meinte man, sey mit der Ritterehre nicht verträglich. Jeder wollte befehlen, keiner gehorchen. Das Ritterwesen verfiel in sich selbst.

2.

Die alten provenzalischen Dichter, die seit dem zwölften Jahrhunderte blühten, sind die Hersteller der neuen schönen Litera-

tur; denn von ihnen lernten die Italiäner. Schon deswegen sind ihre Gedichte merkwürdig. Aber wichtig sind sie auch für die Geschichte, besonders die des Geistes und der Sitten jener Zeit. Nicht bloß Minne und Rittergeist athmet in ihren Gesängen; auch zur Vernunft führet der Weg, den sie mit Blumen bestreuten. Die Troubadours*) (denn dieser, des Dichters würdige, Name wird ihnen von der Mitwelt gegeben) straften die Ausschweifungen der Geistlichkeit und des Römischen Hofes; sie beurtheilten die Schritte der Fürsten und Großen; sie wurden die treusten Maler der Sitten ihrer Zeit.

Unter ihnen waren selbst Fürsten, Große, Ritter, Geistliche, Mönche, Leute von allen Ständen. In dem lieblichen Klima

*) von trouver, finden.

des mittäglichen Frankreichs blühte zuerſt dieſe Poeſie, und die Geſänge Wilhelms des Neunten, Grafen von Poitou und Herzogs von Aquitanien ſind die älteſten, die auf uns gekommen ſind. Sein Beiſpiel weckte allgemeine Nacheiferung. Die zahlreichen kleinen Höfe von Poitou, Toulouſe, Provence, Arragonien zogen die Dichter in die Wette an ſich; provenzaliſche Poeſie verbreitete ſich über die Pyrenäen und Alpen, ging über den Rhein, ging nach Britannien. Alle Schlöſſer hallten wieder von Geſängen (chansos), Liedern (laxs), Sirventen (Tenſons), Paſtorellen und Novellen. Die Sprache der Provenzalen ward die gebildetſte Europens. Die Schönen, die ihre Reize beſingen hörten, nahmen die Sänger und Meiſter der »fröhlichen Luſt« (gaya sciencia, guai saber) mit zuvorkommender Güte, oft mit zärtlicher Liebe auf.

Was Wunder, daß ſich bald mehr Thyrſusträger, als Begeiſterte fanden? Der gute Geſchmack ſank unter den Reimen der Afterſänger, der Minſtrels und der Jongleurs, und der Mißbrauch brachte bald die Poeſie und mit ihr die provenzaliſche Sprache in Verachtung.

Dante erſchien und Petrarcha. Sie retteten die Grazie des Schönen, welche ſich in Provenzaliſcher Tracht den beſſeren Troubadours gezeiget hatte, und kleideten ſie in Italiſches Gewand.

Als ſchon die Chevalerie ſank und mit ihr der beſſere Geiſt der Troubadours, da hob ſich noch von Zeit zu Zeit aus dem Troß der Jongleurs ein edlerer Sänger, und rief den Mitgenoſſen die ſchöne Vorzeit zurück, ermunterte ſie zu ihrer Erneurung, und gab Lehren, die für keine Zeit überflüßig ſind.

»Es gab eine Zeit,« ſingt Pierre Vidal,« wo Deutſchland einen Kaiſer Friedrich, England einen Heinrich mit ſeinen drei Söhnen beſaß; wo in Toulouſe ein Graf Raimund, in Catalonien ein Graf von Barcelona und ſein Sohn Alphonſus lebten. Sie waren Menſchenkenner und Schätzer der Troubadours und Ritter. Jetzt ſieht man rings unter den Königen und Fürſten nur Weichlichkeit und Schwäche.«

»Wohlauf, ihr Troubadours, ihr ſeyd es, von denen die Welt Hülfe erwartet. Euer freier Geſang rufe die weiſe Freude zurück, die zu fliehen drohet. Ahmet nicht die Dichterlinge nach, die durch ewige Liebesgeſänge die Hörer ermüden. Andere Zeiten heiſchen andern Geſang. Ehret den Geiſt der Zeiten; aber ſeyd beſſer, als er, und ehren wird man auch euch.«

«Meidet nicht die Reichen. Sollte auch

nicht besonderes Verdienst sie auszeichnen, besucht sie, wenn sie den Reichthum nützen; aber erkauft nicht ihre Gaben durch Niederträchtigkeit. Manche wollen als hohe Beschützer des Talents sich zeigen; sie wähnen für elendes Geld ein Recht über euch gewonnen zu haben, und fordern euch auf zum Gesang, ohne daß Ort und Zeit ihn begünstigen. Ihr folgt dem Ruf, und kaum begannet ihr, so flüstern sie dem Nachbar ein unbedeutendes Wort ins Ohr, oder erzählen ein fades Geschichtchen: diese meidet! Meidet auch die Baronen, die meinen, daß die Ehre, euch gehört zu haben, große Belohnung für euch sey! Meidet alle, denen Trank und Speise und Schlaf die höchsten Güter sind!«

»Verachtet nicht eure Mitsänger! Man wird es für niedrige Eifersucht halten. Verlangt man Kunde von dem, was in der

Welt ihr hörtet und sahe; dann müsse eure Rede nicht gleich wie ein Strom sich ergießen. Forscht vorher, auf welchen Boden das Gesagte falle. Redet von den braven Männern, die ihr fandet, und von den Damen, die man am meisten schätzte. Hört man mit Vergnügen euch zu, dann nützet die Stimmung, begeistert eure Hörer, und führt sie zur Tugend! Sprecht ihr vor Personen von höherm Range, von erhabenem Geist und Herzen, dann strahle Adel in euern Mienen, dann hebe sich eure Stimme, und eure Rede sey edel, bestimmt und gesetzt. Es giebt Afterfänger, die, immer ihr Ich im Munde, jedes tadeln, voll Eitelkeit, wär' auch ein König gegenwärtig, in anmaaßendem, vertraulichem Tone reden, und sich das Ansehn geben, als ob sie Männer von Wichtigkeit wären. Ahmet sie nicht nach! Wie groß

auch euer Geiſt, euer Wiſſen, euer Talent ſey, überhebt euch deß nicht! Seyd beſcheiden, und ihr werdet Männer finden, die euch geltend machen werden.«

I.

Die Mähr

von Aucaßin und Colette.

Es dämmert! Setzt euch um mich her,
Ihr Lieben alle! Horcht der Mähr,
Wie unſre Väter liebten:
Denn Mähr und Sang aus alter Zeit
Erhöht des Frohen Fröhlichkeit,
Und heitert den Betrübten.
Und wär' er krank und litt er ſehr,
Es würde, hört' er meine Mähr,
Schon wohler ihm zu Sinne.
Denn Liebe genßt, o glaubt mir, glaubt!
Wohl Balſam über jedes Haupt. —
So horcht dann! ich beginne.

Nicht fern von den Ufern der Rhone erheben sich auf einem schönen Hügel der Languedoc, nur dürftig noch die bemooseten Trümmer einer Burg. Sechshundert Jahre sind's, da wohnt' und herrschte hier Graf Garins von Beaucaire. Einst ein mannhafter Ritter, war er lang' in gewaltigen Fehden das Schrecken seiner Nachbarn. Gern hätt' er jetzt bei herannahendem Alter in Frieden sein Leben beschlossen. Aber sein noch rüstiger Feind, Graf Bongars von Valence, vergönnt' ihm nicht die Ruhe, nach der er sich sehnte. Kein Tag verging, daß Bongars nicht mit seinen Reisigen bis vor die Thore der Burg streifte, Garins Land verheerte und seine Vasallen tödtete. Schwach war des alten Garins Arm. Sein Sohn Aucaßin — wohl hätt' er mit Ruhm den Feind zu bestehen vermocht: denn er war jung und

ſtark und ſchön zum Bewundern. Aber Schalk Amor, der von je her mit den Menſchen ſein Spiel treibt, hielt gefeſſelt die Jugendkraft.

»Um's Himmels Willen,« ſagten oft Vater und Mutter zu ihm, «lieber Sohn! wirf Dich auf's Pferd, ergreif die Waffen und hilf Deinen Vaſallen! Sehn ſie Dich an ihrer Spitze, tapfrer vertheidigen ſie ihre Mauern, ihr Gut und ihr Leben.« —

»Lieber Vater!« antwortete dann der Jüngling, »Ihr wißt ja meinen Entſchluß. Gern fecht' ich für Euch; doch Vater! gebt mir Colette, die milde, ſo lieb mir, ſo lieb! — Beſteig' ich eher das Roß, umgürt' ich eher das Schwert, miſch' ich mich eher in Kampf und Turnier, dann —! ja! dann erfülle Gott nie einen Wunſch meines Herzens! Vater, gebt mir Colette, die milde, ſo lieb mir, ſo lieb!« —

»Wie kann ich?« sprach dann der Vater; »das Mädchen ist nicht für Dich. Da kauft ein Vasall ein Sarazenenkind, läßt's taufen, und nun sollt' es Dein werden? Irgend ein Ackersmann, den seiner Hände Arbeit nährt, führt einst sie heim. Du — willst Du ein Weib nehmen, so sey sie adeliches Blutes. Schau in Frankreich umher und wähle! Da ist kein Sasse des Reichs, der Dir auf Dein Bitten seine Tochter versagt.« —

»Ach! Vater!« fiel Aucaßin ein,« das Blut giebt nicht adelichen Sinn. Colette ist so gut, so gut. Als Hirtin würde sie die Flur beglücken, wo ihr Schäferstab weilte. Setze sie auf den Thron, und glücklich ist das Reich, wo sie Königin ist.« —

Umsonst drang der Vater stärker in ihn. Umsonst vereinte die Mutter ihre Bitten

mit der Drohung des Gatten. Aucaßins Antwort blieb: »So mild iſt Colette, ſo gut. Mich hat beſieget ihr liebliches Weſen, und leb' ich, ſo leb' ich für ſie.«

Unwillig ging der Alte zu Colettens Pflegevater. »Euer Mädel da macht mir Verdruß. Mein Sohn hat ſich in ſie vergafft. Lieber! laßt ſie von euch!« —

Tief neigte ſich der Vaſall vor ſeinem ſtrengen Gebieter. »Fort ſoll ſie,« ſprach er, »in fernes Land, und nimmer vernehm' er Kunde von ihr.«

Doch der Vaſall war gut und liebte Colette! »Wie könnt' ich,« dacht' er, »das ſchuldloſe Ding ſo ſtreng behandeln? Aber ich muß Dich verbergen, Colette! vor den Augen Deiner Verfolger, bis ein günſtiger Augenblick Dich befreiet.«

Ein Kämmerlein auf dem Thurme ſeiner Wohnung nahm das arme Geſchöpf in

seine Einsamkeit auf. Überflüßig ward sie mit allem Nöthigen versorgt; aber Licht gab ihr nur ein kleines Fenster, das den Blick nach den Garten gewährte. Da schmachtete nun das süße Mädchen mit den braunen Locken, die, hinab die Schulter sich ringelnd, die schlanke Gestalt umwallten. Niemandem lächelte ihr helles blaues Augenpaar, mit den langen seidnen Wimpern. Keinem hob sich der volle Lilienbusen. Neidisch stahl sich nur des Mondes Licht hinein zu dem Mädchen und trank ihre Reitze. Süße Wehmuth erfüllte dann das Herz der lieben Gefangnen. Oft horchte sie dem Abendliede der Nachtigall, und oft wetteiferte sie so mit ihr im Gesange:

Du Sängerin im Mondenlicht!
Was ist es, was Dich trübt?
Bist du nicht frei und darfst du nicht
Ihn lieben, der dich liebt?

Du klagst wol sie, die jammert hier
Im Thurm, vom Liebchen fern.
Sie stürbe, funkelte nicht ihr
Der Hoffnung Wonnestern.

Sie stürbe, wär' es Liebe nicht,
Die Kraft zu dulden giebt?
Du Sängerin im Mondenlichte!
Was ist es, was dich trübt?

Indeß ward Colette vermißt von allen, die sich ihrer Lieblichkeit gefreut hatten. Sie ist entflohn! sagte dieser; ermordet ist sie von Graf Garins! sagte jener. Gleichgültig blieb keiner; aber Aucaßin war untröstlich. Hastig ging er zum Vasallen: »Gieb sie mir wieder, die theurer mir ist, als die Schätze der Erde; mir wieder Colette, die milde, ohne die mir verhaßt das Leben ist!«

Der arme Aucaßin that so kläglich, daß der Vasall es ihm endlich entdeckte, er

hab' auf des Grafen' Geheiß Colette entfernen müſſen. Doch, wo ſie verwahrt ſey, das verſchwieg er. Verzweifelnd ſchied Aucaßin, ſchloß ſich ein auf ſein Kämmerlein, hing ganz ſeinem Schmerze nach, und nur ſeine Harfe gab ihm Troſt:

Wo find' ich dich, o meine Taube?
Wo tönt, Colette, meine Braut!
Wie Maigeflüſter durch die Laube
Nun deiner ſüßen Stimme Laut?

An dir, du Milde! wollt' ich hangen.
Du flohſt — mein armes Herz iſt wund.
Ein Kuß auf deine Roſenwangen,
Dein Lächeln nur macht mich geſund.

Tönt Saiten! wem ward ſie zum Raube?
Wem ſchallt der ſüßen Stimme Laut?
Wo iſt Colette, meine Taube?
Wo iſt Colette, meine Braut?

Als Aucaßin so zur Harfe sang, da trat kaum athmend sein Vater herein:

»Du verbirgst Dich hier, der Eule gleich, und ächzest, indeß wir ein Raub des Feindes sind. Graf Bongars umringt mit seiner ganzen Macht die Burg, um uns mit Einem Schlage zu vertilgen. Unsre Ritter und Knappen stehen gerüstet zur Vertheidigung der Mauern und Thore, indeß die Bürger von den Zinnen Pfeile und gespitzte Pfähle auf die Feinde herab regnen. Aber an Anführung fehlts, und wem ziemt sie anders, als Dir. Lieber Sohn! geh' in Dich! Stelle Dich an die Spitze der Vasallen! Deine Gegenwart giebt ihnen Muth und Kraft zum Widerstande, — zum Siege. Auf! schütze Dein Erbtheil! Was bleibt Dir übrig, wenn die Burg Dir genommen wird?« —

»Lieber Vater!« erwiederte Aucaßin,

»ſoll ich wiederhohlen, was ich ſchwur? Bei Gott! ich kämpfe nicht, Du bewilligſt mir dann Colette, die Milde.« —

»Mag dann alles verloren gehen! Nie geb' ich's zu,« rief der Graf; und zornig ging er von dannen.

Aucaßin folgt' ihm. »Vater!« ſprach er, »wohl, ich will mich bewaffnen und gegen den Feind ziehn. Aber, bringt Gott mich geſund und als Sieger zurück, darf ich dann ein einziges, einziges mal noch ſehn Colette, die Milde, ſo lieb mir, ſo lieb? Darf ich zwei Worte ihr ſagen und einen Kuß auf ihren Roſenmund drücken? Darf ich Vater?«

»Es ſey darum!« ſprach der Graf. »Du haſt mein Wort.«

Den Augenblick ward Aucaßin wie umgebildet. »Gebt mir Panzer und Schild!» Er rief's, rüſtete ſich, ſchwang ſich auf's

Roß und flog mit eingelegter Lanze zum Thor' hinaus, wonnetrunken von dem Gedanken, bald die Freundin ſeiner Seele wieder zu ſchaun und überglücklich in dem Vorgefühle des verheißenen Kuſſes. Die Liebe war ſein Panier. Einzig beſchäftigt mit Colette, der Milden, ſah' er nicht, hört' er nicht, ſpornte nur immer ſein Pferd und fand ſich auf einmal umringt von feindlichen Haufen. Aucaßin zuckte ſein Schwert, hieb um ſich gewaltiglich und ſtreute rings das Feld mit Leichen der Feinde. So bahnt' er ſich muthig den Weg durch's Gedränge. Schon naht' er in vollem Galop den Thoren der Burg. Da ſah er einen Reiter ſtolz ihm zur Seite dahin ſprengen. Graf Bongars war's. Vernommen hatt' er den Ruf der Seinen: »Aucaßin iſt gefangen!« Nun eilt' er herzu, ſeines Triumphs zu genießen. Aucaßin

erkannt' ihn am goldnen Helm, wandte ſein Pferd und wagt' einen wüthenden Angrif auf ihn. Ein gewaltiger Hieb auf den Helm warf den taumelnden Bongars herab zur Erde. Aucaßin faßt' ihn mit geſammelter Kraft am Viſier, ſchleppt' ihn zur Stadt und ſtellt' ihn vor ſeinem Vater.

»Hier iſt der Feind, der Euch und den Euren Jahre lang Kummer und Unglück brachte. Ich gebe ihn in Eure Hand.«

»Recht ſo!« rief der alte Garins, »recht ſo! mein Aucaßin! durch ſolche Thaten muß man in Deinem Alter ſich Namen machen und nicht durch thörigte Liebſchaften.« —

»Verſchont mich, Vater! Ich hielt mein Wort. Die Reih' iſt an Euch.« —

«Wovon ſprichſt Du, lieber Sohn?« —

»Ei Vater! hab' ich nicht Euer Wort, mir ſolle nach der Rückkehr aus der Schlacht

Colettens Blick, Colettens Kuß vergönnt seyn? Vergaßet Ihrs, o so vergaß doch ich es nicht.«

«Und dennoch mußt Du's vergessen. Mein Sohn, es kann nicht seyn!« —

«Und das ist Euer letztes Wort, Vater?« —

»Bei Gott! das ist es!«

Stracks wandte sich Aucaßin zum Gefangenen. »Graf Bongars! Du bist frei, von nun an frei! folge mir!«

Bongars folgte; und schon war er von Aucaßin mit gewaltigem Arm aus der Burg geführt, ehe die nachgesandten Ritter es zu hindern vermochten. Aber hoch flammte nun des Vaters Zorn. Ergriffen ward Aucaßin und auf des Zürnenden Geheiß in's Gefängniß der Burg geworfen. So traf gleiches Schicksal die unglücklich

Liebenden, und keiner erfuhr von des andern Noth.

Aber Gott Amor wallte über seine Geweihten. Er gab Coletten den Gedanken der Flucht ein. Der Thurm war hoch und kühn der Gedanke, sich herab zu lassen von seiner Höhe. Aber jeder Tag machte Coletten vertrauter mit der Gefahr: und endlich däucht' ihr das Unternehmen gar leicht. Wohin sie nach der Flucht sich wenden, wo sie Aucaßin sehen würde, das kümmerte sie wenig. Aber fliehen, fliehen, das wollte, das mußte sie.

In einer schönen Mondnacht, da sie, voll des Gedankens, sich auf's Lager geworfen hatte und unruhig schlummerte, da war's, als umtönte sie leiser Gesang:

Auf! lasse dein Bette!
Was weilst du, Colette?
Vernimmst du die Stimme des Liebenden nicht?

Sie tönt dir nicht ferne;
Wohl flimmern die Sterne,
Wohl strahlt der Mond dir so freundliches Licht.

Drum lasse dein Bette!
Was weilst du, Colette?
Lang tönt dir die Stimme des Liebenden nicht.

Halb träumend sprang Colett' empor, verschnitt ihre Betttücher, knüpfte sie zusammen, festigte das Ende an dem Pfeiler des Fensters, und ließ sich den Thurm herab. Im weißen Nachtgewande, wie sie war, hatte sie nur ein leichtes Röckchen um sich geworfen, und nicht einst ihre Füßchen bedeckt. Amoretten umgaukelten das zerbrechliche Seil. Einige hielten die Knoten und gaben der Bebenden Kraft; andere spielten um ihren schwellenden Busen und umscherzten bescheiden die niedlichen Füßchen, so weit es die oft muthwilligen Weste vergönnten. Erst wie sie glücklich zur Erde

gelangte, und ihr zarter Fuß das thaubenetzte Gras berührte, da erſt ward ſie der Blöße gewahr und ſchauerte drob. Fort ſchlüpfte die Schüchterne nun durch die Pforte des Gartens. Leiſe Ahndung lenkte den Pfad zu den Mauern, die den Freund ihrer Seele umſchloſſen. Ihr deucht's, als tön' ihr Klagelaut. Sie neigt' ihr Ohr zu einem Riſſe, den mitleidig die Zeit in's Gemäuer gebrochen hatte. Himmel! wie ward ihr, da ſie die Stimme des Geliebten erkannte! Er ſang:

O nicht um mich,
Ich klag' um dich,
Colette meine Braut!
Warum mußt' ich dich ſehn und lieben?
Wo irrſt du nun, umher getrieben
Vom Sturm des Schickſals, auf dem Meer?
Wer leiht dir Muth und Kräfte? wer?

Da nahte Colette die Roſenlippen dem

bemooßten Riſſe des Gemäuers, und ſang in gleichen Tönen:

Die Liebe half dem Sturm' entfliehen.
Könnt' ich dich, Trauter, nach mir ziehen!
Die Lieb' iſt der Gefahren werth:
Dank dir! du haſt ſie mich gelehrt.

O nicht um ſich,
Es klagt um dich
Colette, meine Braut!

Der nahe Fußtritt der Runde, welche rufend die Mauer der Burg umkreiſ'te, verſcheuchte die Liebende. Doch ſchnitt' ſie in Eil' eine Locke ihres braunen Haars von der Scheitel, warf ſie durch die Öffnung und floh, von Furcht gejagt, mit erneuerter Kraft nun von dannen. Selbſt der Graben der Burg hielt ſie nicht auf. Sie empfahl ſich ihm, der ſchützet die Unſchuld, und begab ſich entſchloſſen hinein. Zum Glück war von der Dürre der Jahrzeit das

Waſſer meiſt verſiegt. Mühſelig erreichte ſie das gegenſeitige Ufer; aber wund waren die zarten Händ' und Füße vom Streben durch die ſteinige Tiefe. Schmerzbeſiegt und kraftlos ſank ſie am Ufer und weint', und vermochte lange nicht, den Weg zu verfolgen. Da lag ſie, die Schönſte der Schönen, im Anblick der ſchrecklichen Mauern, die den Freund ihrer Seele faßten. Ihr war's, als ſehe ſie, wie er die Locke ſeiner Colette an ſein Herz drückte, und benetzt mit ſeinen Thränen in den Buſen barg; als vernehme ſie ſeinen Ruf: Colette, Du Milde! ſo lieb mir, ſo lieb! o ſäume nicht! fliehe! o rette Dich mir! —

Colette raffte ſich auf, und wie vom Zauber getrieben, flog ſie, eine neue Atalante, über Hügel und Thal, bis ſich endlich ein dicker Wald vor ihr ſchwärzte.

Elfen, ſo hieß es, hauſeten im Walde,

und giftige Thiere ſchadeten dem Wanderer, der ſich hinein wagte. Colette ſchauerte zurück und ſank erſchöpft hinter eine Hecke, die den Wald einhegte. Ein ſüßer Schlaf überraſchte ſie hier, und erſt um die Mittagsſtunde ward ſie von nahen Geſprächen geweckt.

Die Schäfer der Flur hatten in die Gegend ihre Heerden getrieben, und indeß die Schaafe zwiſchen dem Wald' und dem Fluſſe graſeten, ſammelten ſich die Hirten am Ufer des nahen Baches, breiteten ein Tuch über's Wieſengrün und begannen ihr Mittagsmahl. Fröhlichkeit und Lachen waren ihre Gäſte bei leichtem Mahle von Milch und Brod und Trauben. Auch erzählten ſie mitunter ſich Geſchichten von den Ebentheuern des Waldes, und einer hatte noch mehr des Wunderbaren geſehen, als der andre. Colette horchte dem allen,

und, der Harmloſigkeit der Verſammelten gewiß, trat ſie, ſchön wie ſie war, aus ihrem Gebüſch hervor.

»Siehe da!« ſo flüſterten ängſtlich die Schäfer, »ſiehe da, die Fee des Hains!«

Sie wollten fliehn: doch hielt ſie Colettens traulicher Blick und Wink. »Gott grüß euch, lieben Freunde!« ſprach ſie. «Saht ihr je den Jüngling Aucaßin?«

»Wie ſollten wir nicht?« riefen alle. »Wenn er jagend durch unſere Gefilde ſtreift, o dann umringen wir ihn oft, und ſtreuen ihm Blumen und ſingen ihm ländliche Lieder des Preiſes.. Denn er iſt ſo gut, wie ſchön, und unſers Grafen Sohn.«

»Ihr Lieben!« ſprach Colette, »wenn ihr wieder den Herrlichen ſeht, dann wird er traurig ſeyn; aber ich will euch ſagen, wie ihr ihn froh machen könnt. Umringt

ihn dann, und ſtreut ihm junge Mirthen und ſingt:

Wir ſahn wohl eine Hindin weiß
Zum Zauberwalde eilen:
Erjage ſie! es wird zum Preis
Dich Liebe, Liebe heilen.«

Sie ſang's mit unbeſchreiblicher Anmuth, wandte ſich grüßend, und floh in den Wald. Die Schäfer wagten nicht, ihr zu folgen. Lange ſchauten ſie der weißen Geſtalt, die je und je noch zwiſchen den Stämmen durchſchimmerte, in ſtillem Entzücken nach.

»Erſchienen iſt uns die Fee des Hains!« ſo frohlockten ſie endlich laut im Chor, wiederholten ſich den Geſang, den die Schöne ſie lehrte, und harrten ſehnlich der Stunde, da ſie Aucaßin begrüßen konnten.

Colettens Hüter hatt' indeß am ſelbigen Morgen ſeine ſchöne Gefangene vermißt. Der bekümmerte Vaſall gab ſie verloren,

und überzeugte nun seinen Gebieter durch falsche Briefe, daß sie in der Fremde gestorben sey. Graf Garins, froh, durch Colettens Tod nun seiner Sorg' entledigt zu seyn, gab bald dem Sohne die Freiheit. Aber was war dem Liebenden die Freiheit ohne Colette? Sein Leben war ein Gedank' an sie, und keine Vergnügungen des Hofes vermochten ihn zu zerstreuen.

Schon hatt' er heimlich in der Gegend umher gestreift, geforscht nach dem Mädchen mit den braunen Locken und dem blauen Augenpaar, und keiner hatte Kunde geben können. Endlich führt' ihn an einem schönen Morgen sein gutes Geschick dem Walde nah auf die Schäferflur. Fern schon erblickten die Hirten ihn, wie er heran streifte, den Bogen und den Jagdspieß in der Hand, und die sonnigen Locken herab, über die Schultern verstreut. Schnell

verſammelten ſie ſich und verkannten nicht den Kummer, der des Nahenden Antlitz umwölkte. Froh umringten ſie ihn im Reihetanz, ſtreuten Mirthen, und ſangen von der weiſſen Hindin die Weiſe, wie ſie Colette gelehrt hatte.

Die Melodie ſchon, welche dem lieblichen Jäger einſt aus Colettens Munde Freud' in's Herz tönte, regte ſeine Aufmerkſamkeit auf; ſüße Ahndung durchſchauert' ihn beim wiederholten Hören des Sanges:

Wir ſahn wohl eine Hindin weiß
Zum Zauberwalde eilen.
Erjage ſie! es wird zum Preis
Dich Liebe, Liebe heilen.

Und als nun die Hirten ihm in frohem Gewirre die Geſchichte von der Fee des Hains erzählten; erzählten, wie ſie nach dem Sange von ihnen weg in den Wald geflüchtet ſey, da hielt er ſich nicht vor

Wonne. Viel Goldes ſtreuet' er unter die dankenden Hirten. »Colette! du Milde! ſo lieb mir, ſo lieb!« Er rief's und ſtürzte muthig in den Zauberwald.

Vom goldnen Sterne der Liebe geleitet, fand er den Weg durch's verwachſene Gebüſch. Allenthalben wähnt' er Colettens Tritt zu ſehen; zu hören das Rauſchen ihres Gewandes. Aber er fand ſie nicht. Schon neigte ſich die Sonne. Schon webte ſich die Dämmerung aus weſtlichen Wolken ihr Purpurgewand. Verzweifelnd lehnte ſich der ermüdete Jäger an einen Pappelbaum:

Wo ſind ich dich, o meine Taube?
Wo tönt Colette! meine Braut?
Wie Maigeflüſter durch die Laube,
Nun deiner ſüßen Stimme Laut?

Er ſang's bewegt, indeß der Abendwind melodiſch dur'chs Laub der Pappel rauſchte.

Da war's, als würden ſeine Augen aufgethan. Nicht fern erblickt' er eine herrliche Laube. Wonnebebend naht' er ſich und fand beim Eintritt — nicht ſie, die er ſuchte; aber die Gewißheit, daß Colette die Bewohnerin ſey.

Mit einfachem Schmucke war die Laube gebildet. Der wilde Roſenſtrauch ſchlang ſeine rothe Blume um die zitternden Arme der weißen Pappel, und das Geißblatt, das ſich gern durch die Lauben der Liebenden windet, duftete Wohlgeruch. Allenthalben fand er, von Mirthenlaub künſtlich geflochten und mannichfaltig verſchlungen, die Namen Aucaßin und Colette; auf einem hangenden Täfelchen ſtanden geätzt die Worte:

Erjaget iſt die Hindin weiß:
Wollſt lieber Jäger weilen!
Die Liebe ſchließt den Zauberkreis;
Kann ſie den Jäger heilen?

Er las es entzückt, und sieh'! ihm nahe stand die Heilende. Ihrer Hand entsank die frisch gepflückte Blume und sie — in des Glühenden Arm. — Still feierte rings die Natur, und die Sängerin der Nacht flötete dem liebenden Paare das Brautlied. —

»Laß uns hier weilen!« sprach Colette am Morgen. »Ich suche Dir Wurzeln und Kräuter, und Geflügel giebt uns Dein Geschoß.« Lächelnd entküßte Aucaßin die Worte den Lippen der süßen Träumerin. »Glaubest Du denn, meine Colette! daß nur wir in den Wald dringen können? Glaubest Du, daß man unsrer Spur nicht folgen wird? Fort müssen wir und jetzt,« — »Wohin, mein Aucaßin? Doch, was kümmert's mich? Aucaßin ist mein Geleiter.«

Hand in Hand verließen sie mit bethränetem Blick die Laube, verließen den Zauber-

wald, durchkreuzten manche Städte und Flecken, um einen Hafen zu erreichen; und waren hoch erfreut, da ſie endlich in Marſeille am Strande des Meers die tauſend Wimpel wehen ſahn.

Eine Flotte lag gerade bereit, den heiligen Ludewig mit der Blüthe der franzöſiſchen Ritter und einer gewaltigen Heeresmacht nach Paläſtina zu führen, wo ſie, gleich den Hunderttauſenden ihrer Vorgänger, Gut und Blut zur Befreiung des heiligen Landes aufzuopfern bereit waren. Der Glanz des Zuges und der Muth, der aus Aller Blicken ſtrahlte, wirkte mächtig auf Aucaßin.

»Warum,« ſprach Colette zu ihm, »warum wollteſt Du nicht dem Rufe Deines Innern folgen? Nur, Lieber! nimm mich mit Dir! Glaubſt Du, daß Colette, die ſich ohne Dich vom Thurm herab ließ,

die ohne Dich in den Zauberwald drang, nicht mit Dir geharnischt wider die Sarazenen fechten könne?«

Der Schluß war schnell gefaßt. Colette trug Helm und Panzer, als wäre sie längst daran gewöhnt. König Ludewig freute sich der beiden Streiter, die sein Heer vermehrten, und in wenig Tagen ging die Flotte unterm Zujauchzen der ströhmenden Menge in See. Sie landeten zunächst in Cypern, wo das Heer überwinterte, und erst im nächsten Frühling ward der Feldzug in Egypten eröffnet. Glänzend begann er. König Ludewig eroberte die Stadt Damiate mit dem Degen in der Faust. Aber als er zu kühn den Sieg verfolgte, und weiter den Nil hinaufzog, um Kairo, die Hauptstadt des Reichs, zu erobern, da ward er umringt von der Übermacht der Sarazenen. Das ungewohnte Griechische Feuer, welches

ſie aus ehernen Röhren unter die Chriſten ſpritzten, richtete gewaltige Verheerung an, und die Verſuche, es zu löſchen, vergrößerten es nur. König Ludewig mußte ſich nach den äußerſten Anſtrengungen der Tapferkeit mit ſeinem ganzen Heere dem Sultan ergeben: Damiate kam wieder in Feindes Hand, und war der Kerker der Chriſten-Gefangenen.

Aucaßin und Colette wurden getrennt, ſo das keiner von des andern Schickſal erfuhr. König Ludewig befreite ſich bald durch großes Löſegeld, und verſprach auch ſeine Ritter zu löſen. Er that's. Doch vermocht' er nur allmählig ſeine Zuſage zu erfüllen. Aucaßin hatte das Glück unter den erſten Befreiten zu ſeyn. Er ſuchte ſeine Colette, aber alle Nachforſchungen waren vergebens.

Traurig verließ er Damiate, und nur

die Hoffnung, ſeine Geliebte unter den Gelöſeten im Vaterlande zu finden, konnt' ihn ſtärken. Nach zweijähriger Abweſenheit kam er nach Marſeille zurück, aber ohne Colette. Hier vernahm er den Tod ſeines Vaters. Er eilte, Beſitz von ſeinem Erbtheil zu nehmen. Seine Unterthanen erkannten ihren Gebieter und führten ihn in frohem Gepränge zur Burg. Aucaßin war Herr von Beaucaire, aber ohne Colette. Es kamen von Zeit zu Zeit gelöſete Gefangene zurück aus Egypten. Colette war nicht unter ihnen. Es kamen Waller vom heiligen Grabe. Sie vermochten nicht Kunde zu geben von ihr, die er liebte.

So verfloß ein langes Jahr, und Aucaßin begann zu verzweifeln, daß er je wieder ſehe Colette, die Milde. Umſonſt doch drangen ſeine Vaſallen in ihn, ſich des Kummers zu entſchlagen, und eine Gattin

zu wählen. »Ich habe gewählt,« sprach er; »wird Colette nicht mein, so gewinnt keine je mein Herz.«

Einst saß er an einem schönen Sommernachmittage mit seinen Baronen auf dem hochgestuften Söller der Burg. Sein Blick war auf den Wald gerichtet, wo er einige Jahre zuvor Colette, die Milde, gefunden hatte. Das süße Andenken drängte tiefe Seufzer aus seiner Brust und eine volle Thräne, die er zu bergen suchte, rann die Wange herab.

Indeß Aucaßin so in Gedanken verloren war, rief einer der Baronen: »Da kommt ein Leiermann! Der muß uns durch ein Lied erfreuen. Komm näher, guter Freund! was kannst Du singen?« Der Leiermann nahte sich, in einem Mantel gehüllt und das Haar über's Gesicht geringelt, der Marmortreppe. »Ist's gefällig,

gnädige Herrn! so sing' ich schlecht und recht zu meiner Geige die Liebschaft von Aucaßin und Colette.» Und schon begann er:

Ich sing zu meiner Fidel:
Natur hat mich's gelehrt.
Ihr Herren, hört mein Liedel!
Das Liedel ist's wohl werth.

Nun sang er, wie das Paar sich so innig geliebt, wie Colette sich aus dem Thurm gerettet, wie sie ihren Geliebten wieder gefunden habe; die ganze Geschichte sang er, bis zu der Liebenden Gefangenschaft in Damiate. Dann fuhr er fort:

Colette war am Orte,
Der ihr das Leben gab.
Sie hütete die Pforte
Des Bassen Amabat.

Und gut war der Gebieter,
Er hegte milden Sinn.
Schon wollt' er wohl dem Hüter,
Doch mehr der Hüterin.

Denn ach! ſie war verrathen,
Und ihr verhehlter Stand
Entdeckt dem Damiaten,
Vor dem ſie Gnade fand.

Einſt wurde ſie vom Baſſen
Gedrängt mit Schmeichelein,
Das Chriſtenthum zu laſſen,
Und ganz ſich ihm zu weihn.

Doch hielt ſie feſt am Bunde,
Dacht Aucaßin, nur ihn,
Und ſchwur zur ſelben Stunde,
Wohl über Meer zu fliehn;

Zum Lieblichen zu wallen,
Der Hand und Herz ihr bot,
Und ſollt' ihm ſie mißfallen,
Zu ſinken in den Tod.

Er, der in Höhn und Tiefen
Sie schützte, er entwand,
Als ihre Hüter schliefen,
Sie auch des Bassen Hand.

Zum Strande floh Colette
Im athemlosen Lauf.
Laut rief sie: »rette!« rette!«
Ein Schiffer nahm sie auf.

»Wohin, wohin?« — »Ich wohne,«
Sprach mild der Schiffermann,
»Am fernen Strand der Rhone.«
»O,« rief sie, »wohl mir dann!

Dort harret mein Getreuer.
Wie Gott mich ihm bewahrt,
Das sing' ich euch zur Leier,
Zu kürzen unsre Fahrt!«

Gern war ich ihr Gefährte:
Sie sang zu meinem Spiel.
Mit sang ich, was sie lehrte.
Wohl mir, wenn's euch gefiel.

Wer beſchreibt Aucaßin's Empfindungen beim Hören der Geſchichte? Er bebte die Marmorſtufen hinab. «Colette, Du Milde, Du biſt's!«

»Aucaßin! Du liebſt mich noch!«

Sie riefen's, und ſanken ſich Freude-weinend in die Arme.

II.

Ritter Lanval.*)

In der ungebildeten Vorzeit, als noch keine Zeitungsblätter der Menschen politische Köpfe mit den Thorheiten aller Erdbewohner vom Nordpole bis zum Südpole füllten; als noch kein wohlthätiges Kartenspiel gewisse beschwerliche Zeiträume verschlang, und die edle Gleichheit zwischen Weisen und Thoren so glücklich herzustellen wußte, da beschäftigten sich die Geselligkeit liebenden Menschen in Stunden der Muße mit andern, Leib und Seele stärkenden Spielen. Bald kämpften die Ritter in Waffenübungen um den Preis der Tapfer-

*) Der Stoff zu dieser und der vorigen Erzählung ist aus den Fabliaux ou contes du 12 et du 13 Siecle. Tom. I. genommen.

keit, und die waltenden Schönen lohnten dem Sieger. Bald waren es Kämpfe des Witzes, die die versammelten Freunde unterhielten. Man hatte die sondre Weise, nur Dinge, die die ganze Versammlung anzogen, zum Gegenstand der Gespräche zu wählen, und nie ward also die reichhaltige Materie von der Liebe vergessen. Mannigfaltige Fragen wurden ohne Rückhalt aufgeworfen. Die Troubadours, die jeder frohen Gesellschaft ihre Gegenwart schenkten, nahmen dabei Gelegenheit, die Gäste mit Kunden romantischer Vorzeit und mit Harfengesang zu erfreuen. So entflohen die gaukelnden Stunden. Ein leichtes Mahl empfing dann die frohen Gäste. Doch kreiseten oft die reimgezierten Deckelgläser voll selbstgezogenes Weines, und es fand die Nacht sie alle in süßem Taumel der Freude.

In ſolcher Geſellſchaft fiel auch einſt das Geſpräch auf den unſeligen Hang des männlichen Geſchlechts, ihre von Schönen erhaltenen, oder auch nicht erhaltenen Gunſtbezeugungen zu verlautbaren. Die Damen thaten gar ungehalten auf die Unbeſonnenen, und viel Witz ward verſchwendet über die Frage: ob dieſes oder jenes tadelnswürdiger ſey?

Da erhob ſich der edle Sänger Grulan und ſprach; »Ihr Lieben alle! Wohl iſt tadelnswerth der Mann, der ſein Minneglück nicht zu bergen vermag. Und dennoch — kennt ihr die Geſchichte des edeln Lanval? Wer wagt's, ihn zu ſchmähen? Wer mag ihm ſeine wenigſte Theilnahmung verſagen?«

»Lieber Grulan!« unterbrachen ihn einmüthig die Damen; »geſchwind erzähl' uns die Geſchichte des edeln Lanval's.«

»Wie sollt' ich nicht?« sprach Grulan. »Nie ließ ich zur Erzählung mich nöthigen, und der schmeichelhafte Aufruf so holder Schönen giebt mir gedoppelte Kraft.«

Der edle Britte Lanval, aus berühmtem Geschlecht entsprossen, war schön und bieder. Im Turnier und Ernstgefecht gleich groß, gewann er bald die vorzügliche Freundschaft und Achtung des Königs Artus. Natürlich wetteiferten jetzt die Schönen des Hofes, mehr noch wie vor, um das Glück, von dem Ritter bemerket und vorgezogen zu werden. Aber keine der Damen nahete sich nur fern dem Ideale des weiblichen Reizes, das, wie lebendig vor Lanvals Blick gezaubert, im Wachen und im Traum ihn umschwebte.

Des Ritters sichtbarer Kaltsinn erregte endlich selbst den Stolz der Schönsten der Schönen. Die Königin Genievra (der Pin-

sel sinkt beim Namen) verfehlte noch nie des Sieges, wenn Sieg ihr am Herzen lag; doch schwerer ward es ihr nie, als sie's nun im Kampfe mit Lanvaln erfuhr. Desto froher war sie auch des Triumphs, dem sie jetzt nahe zu seyn wähnte. Der Ritter vernahm schon ihre tiefen Seufzer, deutete schon ihre abgebrochenen Laute, folgte schon ihren schmachtenden Blicken. Er hätte von Stein seyn müssen, wenn er länger zu widerstehen vermocht hätte. Genievras Züge schmolzen in seinem Herzen allmälig mit den Zügen seines Ideals zusammen. »Sie ist gefunden, deren Bild mich umschwebte!« so rief er sich oft, vom Anschaun ihrer Reize trunken. »Mich liebt die Schönste der Schönen, und ich — — Doch Lanval! wohin? Ist's nicht die Gattin des Königs, der Dich mit Gnade überhäuft; — des Freundes, der Dir sein gan-

zes Vertrauen ſchenkt? — Lanval! du darfſt nicht lieben! — Fliehe!« ſo überfiel's ihn einſt in durchwachter Nacht, »ja! fliehe der Schönheit — und dem Verrath und dem Undank! — Flieh' ohne Verzug!» — Er rief's, ſprang auf, ließ ſatteln ſein Pferd, und in wenigen Minuten verließ er die Burg Carduel, ohne Abſicht, ſeinen Weg irgend wohin zu lenken.

Schon hatt' er ſich in einen dicken Wald verloren, da ſprang eine Hindin, weißer als Schnee, vor ihm auf. Sie ſchien ihn zu fliehen. Lanval verfolgte ſie, und er fand ſich, da der Morgen graute, auf einer Wieſe, durch die mäandriſch ein Bach ſich wand. Hier verlor ſein Blick die leitende Hindin. Lanval ſtieg ab, ließ graſen ſein müdes Pferd, und, gelagert am Ufer, ſann er ſeinem Schickſale nach. Es folgte ſein Blick den kleinen Wellen, wie ſie, unaufhör-

lich sich haschend, vorüber, kräuselten und plätschernd das Ufer bespülten.

So lag' er lang', und ihm ward wohl, und er entschlief. Lebhafter, als je, und ungemischt mit Genievra's Reizen, gestaltete sich vor seinem innern Blick das liebende Ideal; und liebliche Träume von Minneglück umgaukelten den Schlafenden. — Aber ihm däucht' es, als träum' er noch fort, da er, vom nahen Rauschen geweckt, zwei Mädchen von entzückender Schönheit vor sich stehen und in seinem Anschauen verloren sah. Sie grüßten gar freundlich den Erwachenden, und so erscholl harmonisch ihre Stimme:

»Willkommen, du Blume der Ritter! Dir blinket
»Im Sternlein der Liebe Dein freundliches Glück,
»O folge den leitenden Schwestern! Es winket
»Die Stunde der Wonne: Nie kehrt sie zurück.

»Du bist, o Held! gerecht erfunden!
»Schön strahlest Du im Siegesglanz,
»Drum winket Dir der Liebes Kranz,

»In Paphos Myrthenhain gewunden.
»O folge den Leitenden! folge dem Glück!
»Die Stunde der Wonne, nie kehrt sie zurück.

So ward der erwachende Lanval von Melodieen gehoben. Unwillkührlich folgt' er und schweigend den leitenden Schwestern durch Wies' und Hain, und aus jeglichem Gebüsch ertönt' auf's neue der Sang:

»O folge den Leitenden! folge dem Glück!
»Die Stunde der Wonne, nie kehrt sie zurück.

So wie weiter der Weg sie führte, ward hörbarer das Rauschen eines fernen Wasserfalls, der feierlich in den Gesang tönte. Nun lief der Pfad einen Hügel entlang; Jetzt wandten sie sich am schwinden-

den Abhang', und sieh! ein Tempe öffnete sich des Ritters staunendem Blicke.

Groß war die Ebene, zu der er einging. Kühlende Weste wehten ihm den Duft von tausend Blumen entgegen; ihn empfingen von Blüthenwipfeln die Chöre der Nachtigallen, und sein Auge irrt' entzückt in dem Labyrinth der Herrlichkeit, die ihn umgab. Im Hintergrunde der Scene ragt' ein grauer Felsen empor, von dessen steilen Höhen ein Bach sich rauschend ergoß, und schäumend die Flur durchirrte. Doch der Blick ward nicht beschränkt von dem ragenden Felsen. Die Natur hatt' ihn mit weiter Öffnung durchwölbt, und das Aug' erblickte jenseits die Fluthen des ungeuferten Meeres. Bald lockten nähere Gegenstände den entzückten Seher. Auf grünen Matten, mit Veilchen beblümt, und durch den schäumenden Bach zur Insel gebildet, hob sich ein herrliches

Zelt, vor deſſen Eingang drei mächtige Eichen ihre Wipfel miſchten, und den Waller in ihre Schatten luden. Nie gekannte Gefühle durchdrangen den Ritter, da er nun das Ufer der Zauberinſel erreichte, da die leitenden Mädchen in's Innere des Zeltes ihn führten, da der ſeidene Vorhang des Gemaches rauſchte, und jene Geſtalt, die wachend und träumend ihn umſchwebte, eine Schöne, wie nur der glückliche Hirt auf Ida ſie ſchaute, dem trunknen Blick entgegen kam. — Wieder rauſchet der Vorhang! Wir weichen. — — Wohl Dir, wohl Dir, Lanval! daß nun in der Wonne Genuſſe kein Gedanke an Verrath und Undank Dich ſtörte! Wohl Dir, daß Du leeren konnteſt den Becher der Freude, den zum Lohne die Geliebte Dir reichte!

Wer malet die Fülle der Wonne,
Wenn innige Liebe nun ſiegt;

Natur in ein ſüßes Vergeſſen
Der Erdenſorgen uns wiegt?

Sich dann unſer Weſen erhöhet
Und jegliche Nerve nun bebt,
Die Liebende lebt im Geliebten
Und er in der Liebenden lebt?

Die nie Dich empfanden, o Wonne!
O ihnen bleibt es Gedicht,
Und ha! den Geweiheten ſinget
Selbſt Phöbus Apollon es nicht.

So ſchwanden den Liebenden Tage, wie Stunden, und jeder Morgen weckte zu neuer Luſt die Glücklichen.

Doch mälig ward trüber der Schönen Blick. Bald ſpürt' es Lanval, dem nichts entging, was im Innern ſeiner Geliebten ſich regte.

Wie ſie einſt in der Dämmerung, ruhend auf Raſen, vereint dem Rauſchen des Baches horchten, und durch's Felſengewölb'

in's unendliche Meer ſchauten, da wagt' es Lanval und drang in ſie, daß ſie des Kummers Urſach' ihm entdecke.

»Ach! Lanval!« ſprach ſie, — die Thräne blinkt ihr im Auge; — »Was hehl' ich's Dir länger? Es iſt keine Sterbliche, die Du liebſt! Du liebſt eine Fee, — und die Zeit ihres Scheidens iſt nah. Ehe der wachſende Mond ſich füllt, ruft mein Geſchick mich von dannen, und Du, mein Lanval, kannſt mir nicht folgen! Wenn einſt der Morgen Dich wecket, dann ſtreckſt Du die Arme nach der, die Du liebeſt, und ach! Du findeſt ſie nicht! — Weine nicht, Lanval! und forſche nicht weiter! Denn nie ergründet ein ſterblicher Menſch der Heberirdiſchen Thun. — Aber tröſte Dich, Lanval! Du kannſt auch, wenn ich nun ſcheide, noch ferner mich ſehen, noch ferner lieben, die ewig Dich liebt: Wo Du auch

seyst, Du darfst, wenn Liebe gebeut — ja, Lanval! Du darfst mich rufen, und Deine Geliebte wird bei Dir seyn. Unsichtbar andern, eilt sie, Dich zu beglücken, dann Deinen Armen zu. — Aber vernimm das große Gesetz: Kein Sterblicher ahnd' unser Glück! Ich fordre das tiefste Geheimniß von Dir; und wisse, der leiseste Laut der Entdeckung zerstört den Zauber, und nie wirst Du mich wieder sehn.«

Sie sprach's und nimmer noch hatten ihre Worte mit solcher Anmuth sich ergossen. Sie sprach's und entfernte sich mit dem Blick der innigsten Liebe.

Der Ritter blieb tief durchschauert von dem, was er vernahm. Beglückt, wie er war, hatt' er nie sein Glück noch bedacht: Und ach! der erste Gedanke war nun — Gefahr des Verlustes. Jeden Tag, jede Stunde wiederholt' er sich die Zauberworte,

von denen kein Wort ihm entfiel. — Der Wehmuth leichtes Gewölk trübte von nun an den Himmel ihrer Liebe, und so vorbereitet der Ritter auch war, so schrecklich bestürmte doch Traurigkeit ihn, als eines Morgens er seine Schöne und mit ihr der Wonne Gefilde verschwunden sah.

Eine Wüste war nun ihm das Tempe, wo jede Staude, jedes Blümchen an sein verlornes Glück ihn erinnerte. Gesenktes Blickes verließ er das Thal, und sein Weg führt' ihn, ohne daß er sich's vornahm, zurück nach Carduel. Nur dann erst, als schon fern' ihm die Thürme der Königsburg schimmerten, schlug ihm sein Herz, und er stand an, den Weg zu verfolgen. Doch nicht lange. Die Königin, wähnt' er, hab' ihn vergessen, und dort nur, im Schooße der Freude, dort nur könn' er glücklich seyn.

Froh betrat er seine alte Wohnung, begrüßt von Schaaren Bekannter, die seiner Ankunft sich freuten, und die Gründe seiner Abwesenheit umsonst zu erforschen suchten.

Kaum war er allein, und schaute gedankenvoll den Weg zurück, den er gekommen war, da sah er einen Knappen nahen, der ein prächtig angeschirrtes Pferd am Zaume führte. Ihn hatte die Fee gesandt, in deren Namen er dem Ritter das schöne Roß, viel herrliche Kleidung und einen Ueberfluß von Reichthümern aller Art überreichte, auch sich selbst zu seiner Bedienung darbot.

Lanval konnte jetzt seinem Triebe, wohl zu thun, volles Genüge leisten. Bedürftige Ritter unterstützt' er, belohnte nach Würden die Troubadours und löfete arme Gefangne. Aber, was ihn vor allen glücklich machte: auf seinen Ruf flog stets die schöne Geliebte in des Liebenden Arme, und zärt-

licher war ſie, wie je. Nichts blieb dem Ritter zu wünſchen übrig. Aber eben dieſes ſtrahlende Glück war's, was die Wolken des Verderbens über ſein Haupt zuſammen zog.

König Artus verſammelte jedes Jahr zu Anfang des Maien einen großen Hof, zu dem er alle Baronen und Ritter ſeines Reiches einlud. Er hatt' an dieſem Tage der öffentlichen Berathſchlagung und des Gepränges eine beſondre Sitte eingeführt. Voll Uebermuths, das ſchönſte Weib in ſeinem Reiche zu beſitzen, ließ er nach dem feſtlichen Mahle die Königin zur Huldigung unter einen Thronhimmel treten. Ein Herold ging hervor und fragte laut: ob irgend Jemand auf ſeinen Zügen ein Weib gefunden hätte, das an Schönheit gleiche der Königin? Natürlich hallte der Saal dann wieder vom allgemeinen Zuruf: «Nie,

großer König! nie erschien uns eine Schöne bezaubernd, wie sie, die wir schauen.«

So erscholl denn auch am heutigen Feste der Menge jauchzender Ruf. Nur Lanval allein, das Herz erfüllt von den überschwenglichen Reizen seiner Fee, hielt es für Hochverrath gegen sie, wenn er wider sein inniges Gefühl laut der Königin Vorzug erkenne. Lächelnd senkt' er das Haupt und schwieg. —

Lange schon hatte des Ritters Glück der Höflinge Neid auf sich gezogen. Sie begriffen nicht, woher ihm der Ueberfluß von Reichthümern quille; begriffen nicht, wie ihm, ohne Liebschaft, so wohl seyn könne; ergründeten nicht, was ihn so an seine Wohnung hefte; und am wenigsten vermochten sie's zu fassen, wie es möglich sey, daß ein Mann, der, wie Lanval, von dem Könige vorzüglich geliebt und geehrt wurde

ſo gefliſſentlich den Hof zu meiden ſuche. Es war daher ein ſchweigender Bund unter ihnen, den räthſelhaften Mann auf jedem ſeiner Schritte zu beobachten, und ſein Verbrechen, daß er — nicht war, wie ſie, gebührend zu ahnden. Die Königin wäre kein Weib geweſen, hätte nicht Sehnſucht, Lanvals ſichtbare Verſchmähung ihrer zuvorkommenden Gunſt zu rächen, ſie mit in jenen Bund gezogen. An Gelegenheiten, ihrem Gemahle Mißtrauen gegen den Ritter einzuflößen, konnt' es der Suchenden nicht fehlen. Kaum war dann jetzt der Menge gewaltiger Zuruf verhallet, als die Königin ſchon, durch einen dienſtfertigen Höfling erfuhr, Lanval habe nicht gejauchzet — habe das Haupt geſenkt — habe ſpöttiſch gelacht.

Die Königin erblaßte vor Ingrimm. Den Augenblick vernahm ihr Gemahl im

Ver-

Vertrauen, was der ganze Hof schon wußte. So sehr auch Artus dem Ritter wohl wollte, so empfand er doch diese anscheinende Verachtung sehr hoch, und Lanval mußte vor ihm kommen.

»Darf ich fragen, Herr Ritter! was denn Euch zu dem Schweigen, zu dem Hohnlächeln bewegt?« —

»Großer König!« erwiederte der Ritter, «Gott bewahre mich vor Hohn! Lange huldigt' ich der Schönheit, die Euern Hof so glänzend macht. Aber ein gemeiner Schmeichler wär' ich, hätt' ich mit in den Ruf der Menge gestimmt. Danket mir, daß ich nur schwieg.«

«Nur schwieg?« fuhr der König auf.

»Wie kann ich denn,« sprach mit Empfindung der Ritter, »des Mondes Licht als unübertreflich erkennen, wenn ich die Sonne sah?«

»Ihr wagt's alſo,« rief der König, »zu behaupten, daß Ihr die Schönere ſaht?«

»Das wag' ich,« trotzte der glühende Ritter, »und zehnmal ſchöner, und — mein iſt ſie!«

Das Wort war geſprochen. Wie Todesſchauer überfiel's ihn, da es geſchehen war.

»Läſterung! Läſterung!« ziſchelten die Höflinge. Die Damen des Hofes, die ihre reizendere Gebieterin beneideten, hatten heimliche Freude darob. Auch hofften ſie, bei dieſer Veranlaſſung, hinter des ſpröden Ritters Geheimniß zu kommen. Laut ergriffen ſie die Parthei ihrer beleidigten Königin, und drangen feierlich darauf, daß Lanval ſeine Behauptung wahr mache, oder Strafe leide. Der König widerſtand nicht dem Rufe. — »Der Ritter,« ſo war ſein Ausſpruch, »ſtelle zur Rechtfertigung in

drei Tagen die gepriesene Schöne zur Vergleichung dar, oder leide die Strafe des Hochverraths!«

Kaum sich seiner bewußt, irrte Lanval zurück zu seiner Wohnung. Ihn kümmerte wenig die gedrohte — unvermeidliche Strafe. Aber schwer lastet' es ihn, daß er der Fee großes Gesetz: »kein Sterblicher ahnd' unser Glück!« gebrochen, vielleicht, ach! den Zauber zerstöret hätte. Und dennoch, dacht' er; war's möglich, hier zu schweigen? Mein Trost ist der, ich nannte sie nicht.

Kaum hatt' er sein Zimmer erreicht, so rief er mit ängstlich bebender Stimme sie, die er liebte. Aber ach! er rief zum erstenmale vergebens. — In stummem Hinstarren weilt' er lange, flehte dann inniger, rang die Hände, und zerfloß in Thränen der tiefsten Wehmuth. »Ach!« sprach er mit Schluchzen:

»Was heiſchteſt Du — Göttin von mir — von mir, einem Menſchen? Schmähen ſollt ich Deine ſiegenden Reize? Denn war nicht Schweigen hier Schmähung? — Zwar war ich ein Thor, daß ich ſprach. Der Menſchen Urtheil kümmert Dich wenig, da, außer mir Beglücktem, kein ſterbliches Auge Dich ſah und Deinen Reiz ermeſſen kann. — Doch darum erſpäht auch keiner mein Glück, noch Dich, die das Glück mir gewährte. — Darf je ein glücklich Liebender, der ſeines Glücks ſich rühmte, Verzeihung hoffen, o, ſo iſt's Dein Lanval! — Erbarme Dich mein und hör' auf meinen Ruf! — — Doch, was fleh' ich Thor? Zerſtört iſt der Zauber und Du — Du ſelber vermagſt nichts wider des Schickſals Schluß. Du weinſt, dies iſt mir Troſt, gewiß auch über mich, und klagſt, daß Du nicht helfen kannſt. — So ſtirb denn, Lanval!

ſtirb! und freue Dich, daß Du ein Glück genoſſeſt, was wenigen beſchieden ward!«

Er ſprach's, und von dem Augenblick an ward er ruhiger. Aber ſichtbar ſchwanden die Kräfte des guten Ritters. Willig ſtellt' er ſich nach Ablauf der beſtimmten Zeit in's Gefängniß, und erwartete ohne Zagen das Urtheil des niedergeſetzten Gerichts. »Ach!« ſeufzt' er, »könnt ich im Scheiden noch einmal Dich ſchau'n — Dich ſchau'n, die hier den Himmel gab; o! dränge nur von fern ein Strahl Deiner Schönheit in meinen Kerker, ſelig wär' ich im Sterben; ſeliger, denn alle, die leben und meines Todes ſich freuen!«

Verſammelt war indeß in Nähe des Kerkers auf offnem Platze der große Gerichtshof, um nach Vorſchrift des Hofes ein Urtheil zu fällen über Lanval, den Hochverräther. Der König und ſeine Ge-

mahlin, ſamt allen Damen des Hofes ſchauten vom Sammtbedeckten Altane der Burg, begierig der förmlichen Entſcheidung eines Rechtsfalls zu, der ſchon längſt entſchieden war. Kurz war die Erörterung. Die Stimmen: ſchuldig oder nicht ſchuldig! wurden ſchweigend geſammelt, und der Erſte des ehrwürdigen Gerichts that ſchon ſeinen Mund auf, um den Spruch der wohlgeſtimmten Mehrheit der harrenden Menge zu verkünden. — Da erhob ſich ein Gemurmel unter den Zuſchauern. »Seht doch,« ſprach einer zum andern, »ſeht doch die nahenden Damen!« Jeder wandte den Blick von des Richters peinlichem Geſichte hin zu den kommenden Schönen Es ſtockte der Ausſpruch in dem geöffneten Munde des irdiſchen Minos, und mächtig riß er zugleich die blinzenden Augen auf,

als er zwei Damen auf gelben Pferden in den Gerichtskreis reiten sah.

»Sie ist's! sie ist's!« so dachten — wünschten alle. »Lanvals Schöne komme zu ihres Helden Rettung!«

Die Ungewißheit wankte nur unter der Menge, welche von den Beiden den Kampf mit der Königin bestehen werde? Doch, wie staunte Jeder, da die Schönen nach freundlichem Gruße die nahe Ankunft ihrer Gebieterin verkündigten. Kaum hatten sie ausgeredet, so erschienen, reitend auf spanischen Mäulern und köstlich gekleidet, zwei andere Damen von majestätischem Wuchs' und schöner noch, als die ersten. Mit edlem Anstand wiederholten sie die Nachricht, daß ihre Gebieterin nicht ferne mehr sey.

Die Königin, die von ihrer Höhe den Zug gesehen, lag lange schon in Ohnmacht.

König Artus aber war von ſeinem Altane herunter getaumelt, und er vernahm, da er den Gerichtshof erreichte, das laute Jauchzen der Menge. Denn ſieh! auf einem ſchneeweiſſen Zelter nahte ſchon ſie, die Verkündete, ſelbſt. Nachläßig ſpielt' ihr Purpurgewand um Bruſt und Schultern, und der wallende Buſen ſtritt an Vorzug der Weiſſe mit dem Hermeline, den er zurück ſtieß. Auf ihrer Schwanenhand hüpfte das Zeichen des Adels, ein Falke, und eine ſchöne Hindin folgt' ihrer Spur. Männer und Weiber, das Volk und die Ritter, hatten ſich ihr entgegen gedrängt, und da ſie nun einzog, umtönte vermiſchtes Gemurmel von Preis und Bewundrung die Göttliche. Wie getrieben von oben, verſammelten die Troubadours ſich in Chöre und ſangen:

Es fallen, es fallen die Ketten!
Heil Lanvalin! Dich Edler! zu retten,
Stieg Paphia zu uns herab.

Sie schaun wir, und schon ist gesprochen
Das Urtheil! und schon sind gebrochen
Die Ketten, die Liebe Dir gab.

Dich, Günstling der Götter! Dich weihen
Die Barden. Nur Dich zu befreien,
Stieg Paphia zu uns herab.

Lanval hatte schon in seinem ganzen Wesen die Nähe seiner Göttin gefühlt. Jetzt drang ein Strahl ihres Glanzes in seinen Kerker. Jetzt scholl ihm, wie Sphärengesang, der Sänger Chor. Da entfielen von selbst ihm die Ketten; da sprangen die Riegel des Kerkers; weit öffneten sich die Pforten, und wie im Triumph trat Lanval hervor. Entgegen tönt' ihm der Lösegesang:

Sey frei, o Ritter! So ſprachen
Die Chöre der Barden. Sie brachen
Die Ketten, die Treue Dir gab.

Die ſchöne Fee umritt indeß und begrüßte den ganzen verzückten Gerichtskreis, — warf einen Blick, in dem der ganze Himmel ſchwamm, auf ihren befreiten Ritter, und — ſchweigend ſchied ſie von dannen.

Lanval hielt ſich nicht, ſchwang ſich ungeſtüm auf's nächſte Roß, und folgte der Fliehenden Spur. Der bald ſchwanden die Schönen vor ſeinem Blick. Der ermüdete Ritter fand ſich nach langem Irren am rauſchenden Bache, wohin ihn bei der erſten Flucht von Carduel die Hindin geleitet hatte. Hier lagert' er ſich auf's neu, und ſeine Phantaſey mahlt' ihm mit lebhaften Farben alles, was ihm ſeit der Zeit, da er zuerſt hier ruhte, wunderbares begegnet war. Dann dankt' er mit Won-

nethränen der Fee, daß ſie ſeinen feurigen Wunſch erfüllet, ſich einmal noch ihm gezeiget, ihn befreiet hatte. Ja! ſo dacht er, nun ſterb' ich vergnügt, und hier am murmelnden Bache, wo einſt das Glück mich ſuchte, hier will ich harren des Todes.

Sein Gedanke ward That. Er baute ſich hier eine Hütte, umpflanzte ſie mit Bäumen, und lebt' in ihren Schatten in ſüßer Erinnerung der Vergangenheit. Geheime Sage will (kaum wag' ich's, ſie nachzuſprechen), die mitleidige Fee hab' es vermocht, in den lebhafteren Augenblicken der Erinnerung in des Reuigen Arme zu ſchlüpfen, und die ſüße Vergangenheit zur ſüßeren Gegenwart zu zaubern.

Lanval fühlte ſich glücklich. Die Schäfer der Flur liebten den guten Eremiten, und horchten ſeinem Sange, wenn er in lieblichen Tönen die Schönheit der Natur

und ihn 'pries, durch den sie so schön ist. Auch drang der Ruf des begeisterten Sängers zu den Edlen der Gegend umher. Ritter und Damen suchten ihn auf, und Lanval sang ihnen in mannigfaltigen Tönen, rührend bald, bald scherzend, die Erfahrungen, die er in der großen Lehre von der Liebe gemacht hatte. So sang er oft:

Die ihr genießt der Schönen Gunst,
Wollt euer Ohr mir neigen!
Seyd froh des Glücks, und übt die Kunst,
Die schwere Kunst, zu schweigen.

Des Glückes Blume, dir geschenkt,
Wird süß're Düfte streuen,
Kann sich der Freund, der sie getränkt,
Mit dir der Blüthe freuen.

Allein das Blümchen Minneglück,
Geheimnißvoll entsprossen,
Naht ferne nur des Dritten Blick,
Auf ewig ist's geschlossen.

III.

Hugo von Mataplana,

oder

das Liebes-Urtheil.*)

Es war in der Blüthenzeit des Jahres, als der edle Sänger, Hugo von Mataplana, von reichen Baronen und lieblichen Damen umgeben, seine Gäste auf grün beblümtem Teppich, den die Natur verbreitete, mit den Freuden der Tafel, mit Spiel und Gesang unterhielt. Schon war man im Begriff, die Tafel zu verlassen: Da nahte sich mit Anstand und wohlgeputzt ein kleiner, freundlicher Sänger, grüßte alle Anwe-

*) Der Erzähler der Geschichte ist der Troubadour Raimond Vidal de Besaudin. Hist. des Troubadours III. p. 227.

ſende gar ſittiglich, und ſang mit einnehmender Stimme einige Lieder, die den Verſammelten große Freude machten. Jetzt wandte er ſich zu Hugo: »Edler Troubadour!« ſo ſprach er, «Dein Ruhm erſcholl ſo weit umher, daß zwei Damen, deren Namen ich nicht nennen darf, Dich zum Richter ihres Liebeshandels gewählt haben. Ich bin ihr Geſandter. Würdige meinen Vortrag Deiner Aufmerkſamkeit!«

Ein edler Ritter liebte lange eine Dame von ſolcher Schönheit und ſo hoher Geburt, daß er nach ſeiner Lage keinen Anſpruch auf ſie zu haben ſchien. Aber durch glänzende Thaten machte er ſich ihrer würdig, und ſie nahm ihn in ihren Dienſt auf. Sieben Jahre lang war er ihr treuer Ritter, und durfte von ihr fordern, was er züchtiglich wünſchte. Auch ſie empfing

Ringe von seiner Hand, trug sie aus Liebe zu ihm, und hatte des nicht hehl.

Als eines Tages der Ritter voll Bewunderung ihrer Reize neben ihr saß, vermocht' er nicht länger, sich zu halten. Von Liebe hingerissen, äusserte er kühne Wünsche, wodurch ihre Tugend sich beleidiget fand. »Ritter!« so fuhr die Dame empor, »Ihr seyd meiner züchtigen Liebe fortan unwerth. Verscherzet ist meine Gunst und nie werdet Ihr sie wieder erlangen.« Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, und der arme Ritter blieb, wie vom Donner gerührt, zurück.

In dem nahen Zimmer hatte eine Verwandte des Hauses, ein funfzehnjähriges hübsches Mädchen, den Zwist vernommen. Sie trat herein, nahte sich theilnehmend dem Liebenden, und er vertraute ihr die Ursache, warum seine Schöne ihn verlassen

habe. »Ich muß lachen,« fiel ſie ihm ein; »durch ein ſolches weibliches Aufbrauſen laßt Ihr Euch ſchrecken? Ihr ſeyd ein unerfahrner Liebesritter. Eure Stunde war noch nicht gekommen; ich will den Zeiger ſchon rücken, daß ſie bald ſchlagen ſoll.«

Aber ſie hielt nicht Wort. Neue übereilte Verſuche des Ritters mißglückten, wie der erſte, und die zürnende Dame verbot ihm, je wieder vor ihren Augen zu erſcheinen.

Die kleine Verwandte ſtimmte nun in des Ritters Klagen ein, und tröſtete ihn endlich mit den Worten: »Ein treuer Liebender blieb noch nie ohne Lohn. Lohnt nicht die Eine, ſo lohnt ihn die Andere.«

Auf die Weiſe zog ihn die Kleine allmälig in ihren Dienſt. Er weihte ſich ihr auf's Leben, und ſie verſprach ihm nach einem Jahre einen Kuß.

Wäh-

Während der Zeit zeichnete sich der Ritter durch eine Reihe von Großthaten noch ehrenvoller aus, denn vorher. Der Ruf seiner Tapferkeit erfüllte das ganze Land, und es gereuete allmälig die erste Dame seines Herzens, daß sie den trefflichen Ritter so schnöde auf immer verwiesen hatte. Sie rief ihn zu sich. Zwar eilte er nicht sehr, zu kommen; aber dennoch kam er, und sie warf ihm seine Zögerung vor.

Des Ritters Rechtfertigung war leicht. »Auf immer von Euern Augen verwiesen, wie konnte ich diese Zögerung für ein Verbrechen halten?«

»Und wie konnte,« so fiel sie ein,« wie konnte ein treuer Liebhaber so wörtlich deuten, was ich bloß, um seine Liebe zu prüfen, äußerte?«

Aber der Ritter berief sich auf seine langen Dienste, die doch wohl verdient

haben möchten, daß man seine von Liebe eingegebenen Wünsche mit Liebe abgewiesen hätte. Die Verzweiflung habe ihn zu einer andern Neigung hingerissen, und nie werde er sich von der neuen Dame seines Herzens trennen.

Was auch die verlassene Geliebte dagegen erinnerte, der Ritter blieb unerschütterlich bei seinem Entschluß, und verließ die Dame in der nemlichen Verzweifelung, worin die Grausame den Flehenden einst gesetzet hatte.

Die Verschmähte ließ jetzt die kleine Nichte kommen, die ihr ihren Liebhaber geraubt hatte. Ihren Kummer verhehlend, schmeichelte sie ihr mehr, als gewöhnlich.

»Ich freue mich immer, wenn ich Dich sehe,« sprach sie. »Es ist fast Selbstliebe, wenn ich Dir gut bin, liebes Kind! denn Du weißt, daß Deine Bildung mein Werk

ist. Aber wie stimmt das freundliche Gesichtchen, das Du mir machst, zu Deinem Verfahren? Die Hand auf's Herz; handelst Du recht an mir? Ahnest Du nicht, daß Du mich empfindlich beleidigt hast? Ich hatte, Du weißt es, einen treuen Ritter, und sieben Jahre lang wußte ich durch geschickte Behandlung meine Tugend mit seiner Liebe in zartem Verein zu erhalten. Nichte, Du hast mir den Ritter geraubt, und dadurch doppelt gegen das Gesetz der Liebe verbrochen. Einmal hast Du Deine eigene Ehre leichtsinnig aufs Spiel gesetzt, weil Du so schnell ihm Gehör gabest; und dann ist auch mein guter Name, der immer makellos war, dadurch befleckt worden.«

Die Nichte war bestürzt, und wußte lange nicht, was sie antworten sollte. Aber sie faßte sich bald, bezeugte der Tante ihre

Erkenntlichkeit für die Erziehung, die sie von ihr empfangen hatte, und rechtfertigte dann frei ihr Verfahren.

»Bedenkt doch,« so sprach sie, »daß der Ritter Euch sieben lange Jahre unablässig gedient hat. Er schenkte Euch Handschuh, Bänder, Ringe und andere schöne Sachen. Sie anzunehmen, trugt ihr kein Bedenken. Aber immer unbelohnt blieb der edle Schenker. Schon nach zweijährigem Dienste mag eine Dame, ohne bösen Willen zu zeigen, sich nicht entlegen, ihrem Ritter gefällig zu seyn. Das ist ja Liebessitte. Und Ihr bleibt ungefällig nach sieben Jahren. Das Loos, das Euch traf, ist also nicht unverdient, liebe Tante! Gebt nicht mir die Schuld, daß er mein Ritter ward. Ihr wieset ihn ab, und so war es Euer Vortheil, daß ich ihn aufnahm; denn ich, nur ich habe gehindert, daß er in seiner Ver-

zweifelung nicht öffentlich in Klagen und Vorwürfen gegen Euch ausbrach. Und was meinen guten Namen betrift, seyd deswegen ohne Sorge, liebe Tante! denn wer wird mir's nicht zur Ehre rechnen, einen so würdigen Ritter gefesselt zu haben? Genug, ich kann ihn nimmer verabschieden. Aber, sollte er selbst seinen Abschied nehmen, nun dann mag er wieder Euer seyn!«

Die Tante, wenig zufrieden, bestand lange auf die förmliche Wiederabtretung ihres Liebhabers. Die kleine Nichte blieb aber bei ihrem Satz, daß sie nach den Gesetzen der Liebe nicht dazu verpflichtet sey.

Nach langem Zwist sind sie dann darüber eingekommen, das Urtheil des braven und scharfsinnigen Troubadours, Hugo von Mataplana, solle sie scheiden. Mich haben sie zum Ausleger ihres Willens erkoren

Mit Treue und Genauigkeit habe ich meinem Auftrag Genüge geleistet, und ich harre der Entscheidung.«

Er schwieg. Rings herrschte Stille, und Aller Augen waren auf Hugo gerichtet.

Der Troubadour blieb einige Minuten in Gedanken vertieft. »Es thut mir leid,« sagte er endlich, »daß ich die Damen von Person nicht kenne, denn ich hege gar gute Meinung von Beiden. Das Zutrauen, womit sie mich beehren, ist schmeichelhaft, und ich will es nicht täuschen. Du, edler Sänger, wolleſt weilen bei mir bis zum Anbruch des morgenden Tages. Ich will Deinen Vortrag in Erwägung ziehen, und Dich zu früher Tageszeit mit der Entscheidung entlassen.«

Jetzt erhob man sich von der Tafel. Der freundliche Bote der beiden Nebenbuh-

lerinnen ward mit Höflichkeiten überhäuft, und die Damen forſchten nach tauſend kleinen Umſtänden der Geſchichte, nach Alter und Geſtalt und Kleidung der beiden Heldinnen und ihres Ritters. Faſt erkrankten ſie vor Neugier, wer doch die Unbekannten ſeyn möchten. Aber der verſchwiegene Troubadour wußte auch die Schlaueſten, wenn ſie auf die Spur kamen, durch Wahrheitähnliche Erdichtungen irre zu führen.

Die Nacht kam, und ſie ſchieden nicht unterrichteter, als da ſie von der Tafel aufbrachen. Jede hatte eine andere Vermuthung. Jede entſchied den Handel, nach Verſchiedenheit ihres Alters und ihrer Lage; aber darin ſchienen ſie alle einig zu ſeyn, daß ſieben Liebesjahre eine gar lange Zeit ſey.

Der erſehnte Morgen brach an, und ſchon mit dem erſten Sonnenſtrahle fanden

ſich, von reger Neugier früh geweckt, alle Damen wieder in Hugo's Schloſſe ein.

Feierlich ward zuvor die Meſſe geleſen. Dann begab ſich Hugo von Mataplana im Gefolge ſeiner Gäſte abermals auf die Wieſe, deren Grashalme noch hie und da vom Thaue perlten. Aber die Damen achteten des nicht. Nach Hugo's Vorbild lagerten auch ſie ſich in's Gras um ihn her.

Nun wandte der Troubadour mit ſeiner gewohnten Freundlichkeit die Rede an den fremden Sänger:

»Ich bin ſehr zu beklagen, lieber Gaſt, daß ich in dieſer Angelegenheit entſcheiden ſoll; denn ich kann es nicht thun, ohne den einen Theil mißvergnügt zu machen. Aber da es einem ehrlichen Manne ziemet, wenn er darum angegangen wird, Streitigkeiten zu entſcheiden, und Unbild zu wenden, wo er es zu wenden vermag, ſo will

ich mich der Antwort nicht entlegen, und das in mich geſetzte Vertrauen zu ehren ſuchen. Ich wiederhole kurz den Fall, wie Ihr ihn vortrugt. Ein braver und vollkommener Ritter, ſagt ihr, liebt eine vornehme und edle Dame, die ſich in Betracht ſeines Verdienſtes dieſe Liebe gefallen läßt. Aber da der Liebhaber den Lohn ſeiner Treue fordert, wird er abgewieſen. Eine andere Dame nimmt ihn günſtiger auf, und nun will er der erſten Dame, die ihn zu ſeiner vorigen Liebe zurück ruft, nicht weiter Gehör geben. Dieſe aber beſchuldigt ihn der Untreue und ſeine neue Geliebte, welche von ihr erzogen ward, der Undankbarkeit. Dies iſt der Fall.

Ohne in die Beurtheilung jedes Schrittes der verſchiedenen Theilhaber einzutreten, gehe ich von dem Satze aus: daß Liebhaber, die ſich vom Ungeſtüm ihrer Leiden-

schaft zu mißfälligen Anträgen hinreißen lassen, in Einem Augenblick das Verdienst mehrerer Jahre verlieren. Wenn dies wahr ist, wie ich es denn für wahr halte, so handelte der Ritter übereilt, da er die erste Dame so bald verließ. Mag sie immer die Probe, worauf sie den Ritter stellen wollte, zu weit getrieben haben: es lag doch von seiner Seite eine Schuld zum Grunde; und sie konnte, was sie verdorben hatte, wieder gut machen. Diese Vergütung mußte er erwarten. Ich erkenne demnach zu Recht:

»Würde die erste Dame, wie sie zu thun »schuldig ist, dem Ritter wegen der ihm zu»gefügten Beleidigung ernste Reue bezeu»gen, und sich zu einer angenehmen Vergü»tung erklären; so ist der Ritter seiner »Seits ihr um so mehr zu verzeihen schul»dig, da sie keinen andern als ihn geliebt

»hat. Und wenn gleich das Betragen der »zweiten Dame unter den bisherigen Um»ständen nicht für verwerflich zu achten iſt, »ſo wäre ſie doch, wenn ſie nach verände»rter Lage der Sache, ihre Verbindung mit »dem Ritter nicht aufgäbe, des größten »Damenverbrechens, des Liebhaberraubes, »ſchuldig. Kraft der mir übertragenen »Machtvollkommenheit rathe, heiſche und »befehle ich demnach, daß ſie, wenn die »erſte Dame ihr Unbild vergütet hat, zur »Stunde den Ritter von ſeiner gegen ſie »übernommenen Verpflichtung entbinde, ja, »ſollte er dann noch zu ſeiner erſten Pflicht »zurückzukehren anſtehen, ihn, als Liebesge»ſetzbrüchig, völlig zu verabſchieden.

»So urtheile ich, Hugo von Ma»taplana.«

V. R. W.

Alle bewunderten des Richters Weisheit.

Der fremde Troubadour ſchied unverzüglich, und Hugo's Urtheil ward ohne Widerſpruch zur Vollſtreckung gebracht. Die Kunde des Richterſpruchs ging aus in alle Lande, und er hatte die Folge, daß die Liebhaber ſeitdem in ihren Liebesanträgen weniger ungeſtüm, aber oft um ſo glücklicher wurden.

IV.

Saint-Didier und Adelheit von Clauſtra.*)

Die Leben der Troubadours ſind voll von Liebesgeſchichten, die den Geiſt jener Zeit charakteriſiren. In Frankreich, ſo ſieht man, keimte das Cicisbeat, welches nachher in Italien tiefere Wurzel ſchlug. Mannichfaltig ſind die Geſchichten in der Manier, die Boccaz nachher weiter ausbildete. Hier nur eine der kleineren.

Der Troubadour, Wilhelm von Saint-Didier, liebte die Dame Adelheit von Clauſtra, die Gemahlin des Vicomte von Polignac. Sie widerſtand lange ſeinen Liebes-

*) Hist. des Troub. II. p. 289.

Elegien. Endlich erklärte ſie ihm: »Guter Wilhelm! nie wirſt Du Zeichen meiner Gegenliebe erhalten, ſo lange mein Gemahl mich nicht bittet, mir nicht befiehlt, daß ich Dich zu meinem Ritter nehme.«

Das harte Wort ſchreckte den Sänger, ſchlug aber ſeinen Muth nicht nieder. Er ſann auf Mittel, die Bedingung zu erfüllen. Ein Lied dichtete er, in welchem ein Mann redend eingeführet wird, wie er ſich bei ſeiner Frau zu Gunſten eines verliebten Ritters verwendet. Der Vicomte hatte Gefallen an Saint-Didier's Poeſien, und manche davon wußte und ſang er mit Vergnügen. Der Troubadour ging nun zu ihm, erzählte ihm, daß eine Dame ihm erkläret habe, daß ſie ihn nicht lieben würde, wenn der Mann ſie nicht darum bitte. Zugleich gab er ihm dies Lied:

O liebe den, der treu Dich liebt,
Und ſich bis in den Tod betrübt,
Weil Du ihn ſtets verſchmähſt.

Du würdeſt heilen ſeine Noth
Und retten ihn vom Liebestod,
Wenn Du ihn leiden ſähſt.

Weib, lieb' ihn, der von Edlen ſtammt,
Und den Dein hoher Reiz entflammt!
Sey, wie Dein Herz es lehrt,

O ſey dem guten Sänger hold,
Und zahl' ihm bald der Minne Sold;
Er iſt des Soldes werth.

Der Vicomte freute ſich über das Lied, und noch mehr, daß er die Veranlaſſung kannte. Er wußte es gleich auswendig und eilte zu ſeiner Frau, um es ihr vorzuſingen. Adelheit erinnerte ſich bald des Verſprechens, welches ſie Wilhelmen gegeben hatte, und überzeugte ſich leicht, daß ſie keine weitere Urſache habe, ſeine Liebe ab-

zulehnen. Wilhelm ſtellte ſich ihr dar, und flehte ſo ſanft und berief ſich auf die erfüllte Bedingung. Er ward Adelheits Ritter.

V.

V.

Die Franken in Damiate.

Der junge Franke, Düval, hatte unter Bonapartes Fahnen die schönen Trophäen, die der junge Sieger erkämpfte, getheilet. Voll Vertrauens folgte er auch dem Feldherrn, als ihn sein kühner Geist mit dem sieggewohnten Heere über Meer an die Ufer des Nils führte.

Nach der Einnahme Alexandriens war Düval mit dem Heerhaufen abgesandt, der die wichtige Stadt Damiate an einem der Ausflüsse des Nils zu besetzen bestimmt war. Die Unternehmung gelang, und Düval blieb mit in Damiate, um diese wichtige Besitzung der Republik zu erhalten.

Bei diesem längern Aufenthalte gerieth

er bald mit einer der vielen christlichen Familien in Verbindung, die sich des Handels wegen niedergelassen haben.

Der alte Keralio, so hieß das Haupt der Familie, nahm den jungen Franken mit morgenländischer Gastfreundschaft als Hausgenossen auf, und Düval schloß sich um so lieber an diesen häuslichen Kreis, da ein junges Mädchen, Keralio's Tochter, die Seele des Kreises war. Irene wußte die leichte Kunst, durch ihr mannigfaltiges Talent, und mehr noch durch ihre natürliche Grazie alles um sich her zu beglücken.

Düval begleitete Vater und Tochter auf ihren öftern Spaziergängen. Irene erkundigte sich mit mädchenhafter Neugier nach den Europäischen Sitten, und hatte Düval dann vieles erzählt, so lohnte sie ihm durch Gesang; oder sie forderten auch wohl den Vater zu Erzählungen auf.

Der reizendste Spaziergang war den Nil hinab, nach der Stäte, wo das alte Damiate stand, und wo nur noch Trümmer einer Moschee ihr vormaliges Daseyn und ihren Glanz verkündigen. Man wandelt durch eine Reihe von Dörfern, alle mit kleinem Gehölze umgeben, das aus mannigfaltigen Bäumen gemischt ist. Neben den Maulbeeren, Feigen und den traurigen Tamarinden sieht man den zierlichen Cassienbaum mit seinen düftenden Büscheln, Cytisus ähnlicher Blumen. Über sie ragen die Gipfel der Datteln, und zeigen ihre großen Trauben. Die Hütten des Landmanns sind zwischen Citronen- und Pomeranzenbäumen versteckt, deren goldne Früchte auf den Dächern ruhen. Der Bananen lange Blätter und der Granaten Scharlachblumen vollenden die Schönheit einer Ansicht, die für den Europäer noch durch die

ſchaft zu mißfälligen Anträgen hinreißen laſſen, in Einem Augenblick das Verdienſt mehrerer Jahre verlieren. Wenn dies wahr iſt, wie ich es denn für wahr halte, ſo handelte der Ritter übereilt, da er die erſte Dame ſo bald verließ. Mag ſie immer die Probe, worauf ſie den Ritter ſtellen wollte, zu weit getrieben haben: es lag doch von ſeiner Seite eine Schuld zum Grunde; und ſie konnte, was ſie verdorben hatte, wieder gut machen. Dieſe Vergütung mußte er erwarten. Ich erkenne demnach zu Recht:

»Würde die erſte Dame, wie ſie zu thun »ſchuldig iſt, dem Ritter wegen der ihm zu»gefügten Beleidigung ernſte Reue bezeu»gen, und ſich zu einer angenehmen Vergü»tung erklären; ſo iſt der Ritter ſeiner »Seits ihr um ſo mehr zu verzeihen ſchul»dig, da ſie keinen andern als ihn geliebt

»hat. Und wenn gleich das Betragen der »zweiten Dame unter den bisherigen Um»ständen nicht für verwerflich zu achten iſt, »ſo wäre ſie doch, wenn ſie nach verände»ter Lage der Sache, ihre Verbindung mit »dem Ritter nicht aufgäbe, des größten »Damenverbrechens, des Liebhaberraubes, »ſchuldig. Kraft der mir übertragenen »Machtvollkommenheit rathe, heiſche und »befehle ich demnach, daß ſie, wenn die »erſte Dame ihr Unbild vergütet hat, zur »Stunde den Ritter von ſeiner gegen ſie »übernommenen Verpflichtung entbinde, ja, »ſollte er dann noch zu ſeiner erſten Pflicht »zurückzukehren anſtehen, ihn, als Liebesge»ſetzbrüchig, völlig zu verabſchieden.

»So urtheile ich, Hugo von Ma»taplana.«

V. R. W.

Alle bewunderten des Richters Weisheit.

Der fremde Troubadour ſchied unverzüglich, und Hugo's Urtheil ward ohne Widerſpruch zur Vollſtreckung gebracht. Die Kunde des Richterſpruchs ging aus in alle Lande, und er hatte die Folge, daß die Liebhaber ſeitdem in ihren Liebesanträgen weniger ungeſtüm, aber oft um ſo glücklicher wurden.

IV.

Saint-Didier und Adelheit von Clauſtra.*)

Die Leben der Troubadours ſind voll von Liebesgeſchichten, die den Geiſt jener Zeit charakteriſiren. In Frankreich, ſo ſieht man, keimte das Cicisbeat, welches nachher in Italien tiefere Wurzel ſchlug. Mannichfaltig ſind die Geſchichten in der Manier, die Boccaz nachher weiter ausbildete. Hier nur eine der kleineren.

Der Troubadour, Wilhelm von Saint-Didier, liebte die Dame Adelheit von Clauſtra, die Gemahlin des Vicomte von Polignac. Sie widerſtand lange ſeinen Liebes-

*) Hist. des Troub. II. p. 289.

Elegien. Endlich erklärte sie ihm: »Guter Wilhelm! nie wirst Du Zeichen meiner Gegenliebe erhalten, so lange mein Gemahl mich nicht bittet, mir nicht befiehlt, daß ich Dich zu meinem Ritter nehme.«

Das harte Wort schreckte den Sänger, schlug aber seinen Muth nicht nieder. Er sann auf Mittel, die Bedingung zu erfüllen. Ein Lied dichtete er, in welchem ein Mann redend eingeführet wird, wie er sich bei seiner Frau zu Gunsten eines verliebten Ritters verwendet. Der Vicomte hatte Gefallen an Saint-Didier's Poesien, und manche davon wußte und sang er mit Vergnügen. Der Troubadour ging nun zu ihm, erzählte ihm, daß eine Dame ihm erkläret habe, daß sie ihn nicht lieben würde, wenn der Mann sie nicht darum bitte. Zugleich gab er ihm dies Lied:

O liebe den, der treu Dich liebt,
Und ſich bis in den Tod betrübt,
Weil Du ihn ſtets verſchmähſt.

Du würdeſt heilen ſeine Noth
Und retten ihn vom Liebestod,
Wenn Du ihn leiden ſähſt.

Weib, lieb' ihn, der von Edlen ſtammt,
Und den Dein hoher Reiz entflammt!
Sey, wie Dein Herz es lehrt,

O ſey dem guten Sänger hold,
Und zahl' ihm bald der Minne Sold;
Er iſt des Soldes werth.

Der Vicomte freute ſich über das Lied, und noch mehr, daß er die Veranlaſſung kannte. Er wußte es gleich auswendig und eilte zu ſeiner Frau, um es ihr vorzuſingen. Adelheit erinnerte ſich bald des Verſprechens, welches ſie Wilhelmen gegeben hatte, und überzeugte ſich leicht, daß ſie keine weitere Urſache habe, ſeine Liebe ab-

zulehnen. Wilhelm ſtellte ſich ihr dar, und flehte ſo ſanft und berief ſich auf die erfüllte Bedingung. Er ward Adelheits Ritter.

V.

V.

Die Franken in Damiate.

Der junge Franke, Düval, hatte unter Bonapartes Fahnen die schönen Trophäen, die der junge Sieger erkämpfte, getheilet. Voll Vertrauens folgte er auch dem Feldherrn, als ihn sein kühner Geist mit dem sieggewohnten Heere über Meer an die Ufer des Nils führte.

Nach der Einnahme Alexandriens war Düval mit dem Heerhaufen abgesandt, der die wichtige Stadt Damiate an einem der Ausflüsse des Nils zu besetzen bestimmt war. Die Unternehmung gelang, und Düval blieb mit in Damiate, um diese wichtige Besitzung der Republik zu erhalten.

Bei diesem längern Aufenthalte gerieth

er bald mit einer der vielen christlichen Familien in Verbindung, die sich des Handels wegen niedergelassen haben.

Der alte Keralio, so hieß das Haupt der Familie, nahm den jungen Franken mit morgenländischer Gastfreundschaft als Hausgenossen auf, und Düval schloß sich um so lieber an diesen häuslichen Kreis, da ein junges Mädchen, Keralio's Tochter, die Seele des Kreises war. Irene wußte die leichte Kunst, durch ihr mannigfaltiges Talent, und mehr noch durch ihre natürliche Grazie alles um sich her zu beglücken.

Düval begleitete Vater und Tochter auf ihren öftern Spaziergängen. Irene erkundigte sich mit mädchenhafter Neugier nach den Europäischen Sitten, und hatte Düval dann vieles erzählt, so lohnte sie ihm durch Gesang; oder sie forderten auch wohl den Vater zu Erzählungen auf.

Der reizendste Spaziergang war den Nil hinab, nach der Stäte, wo das alte Damiate stand, und wo nur noch Trümmer einer Moschee ihr vormaliges Daseyn und ihren Glanz verkündigen. Man wandelt durch eine Reihe von Dörfern, alle mit kleinem Gehölze umgeben, das aus mannigfaltigen Bäumen gemischt ist. Neben den Maulbeeren, Feigen und den traurigen Tamarinden sieht man den zierlichen Cassienbaum mit seinen düftenden Büscheln, Cytisus ähnlicher Blumen. Über sie ragen die Gipfel der Datteln, und zeigen ihre großen Trauben. Die Hütten des Landmanns sind zwischen Citronen- und Pomeranzenbäumen versteckt, deren goldne Früchte auf den Dächern ruhen. Der Bananen lange Blätter und der Granaten Scharlachblumen vollenden die Schönheit einer Ansicht, die für den Europäer noch durch die

Neuheit gewinnt. Der ſchlängelnde Fußſteig führet bald rechts an die Ufer des großen Sees Menzale, der von Fiſcherböten wimmelt, bald links an den Nil zurück.

»Hier nahen wir uns meinem Lieblingsplatze,« ſagte jetzt Irene. »Wie ſchön rieſelt hier der Bach zwiſchen Baſilikum und Roſenbäumen! Wie herrlich erheben ſich dieſe Sykomoren und Palmen über die Bogenlaube von Granaten und Pomeranzen! Aber nicht darum iſt es mein Lieblingsplatz, fuhr ſie fort. Nicht die Natur allein, auch die Liebe weihte ihn zu ihrem Heiligthume. Hier, ſo geht die Sage, hier ſank in den Zeiten der Kreuzzüge euer unglücklicher Ludwig wieder in die Arme ſeiner Margareta. Vater! Düval hat uns ſo vieles erzählt; lohnen könnteſt Du ihm durch die Erzählung dieſes Wiederſehns.«

Keralio.

Liebes Kind! Meinſt Du denn, daß Düval nicht die Geſchichte ſeines Vaterlandes kennt?

Düval.

Wäre mir auch dieſe Begebenheit ganz gegenwärtig, ſo würde ſie doch an dem Orte, wo ſie ſich zutrug, und von Dir erzählt, neu werden. Herzlich ſtimme ich in Irenens Bitte. Aber, das fleh' ich, erzähle, als ob ich nichts wüßte.

Irene.

Erzähle, als ob Du mir erzähltеſt. Hier auf dieſem bemoos'ten Stein, hier ſetzen wir uns. Siehe, Düval! durch jene ſich öffnende Zweige des Caſſienbaums erblickſt Du die einſame Moſchee des alten Damiate. Hier war's, wo ich die Geſchichte zuerſt vernahm.

Keralio.

Ja, Düval! dieſe Gegend war einſt der Schauplatz der größten Leiden und der Geiſtesgröße einer Frau, deren Name in den Jahrbüchern der Geſchichte nicht mit dem verdienten Ruhme genannt wird.

Margareta, die älteſte Tochter des Grafen Raymund von der Provence, verband die vollkommenſte Schönheit mit offnem Sinn für alles Gute und Große. Sie war die Göttin der Provençaliſchen Dichter, die jeden Tag wetteifernd einen neuen Reiz, einen neuen, bewundernswürdigen Zug ihres Geiſtes, ihrer Sittſamkeit, ihrer Herzensgüte feierten.

Die Lieder des Preiſes vermehrten ſich, als der Ruf ihrer Reitze ſelbſt die Augen des jungen Königs von Frankreich auf ſich zog. Ludwig IX. hatte nicht lange die Regierung des Reichs angetreten; ein Fürſt,

bei dem ſich Adel der Seele und unbezwinglicher Muth mit Weichheit des Herzens und ungeheuchelter Gottesfurcht in wunderſamer Miſchung vereinten. Die Herzensgüte ward nur zu oft Schwäche, und beugte ihn unter den Willen ſeiner herrſchſüchtigen Mutter. Die Gottesfurcht artete nur zu oft in Aberglauben aus, und machte ihn zum leichten Spiel der Mönche, und des Obermönchs an der Tiber.

Das Frauenzimmer, das dem edlen Schwärmer ihre Hand zu geben ſich entſchloß, unternahm nichts geringes; denn was kann ſchwerer ſeyn, als der Kampf mit anmaaßenden Schwiegermüttern und Mönchen? Aber ſie unternahm auch etwas ſehr Verdienſtliches; denn was kann den Edlen ſiegender ſtärken, als entſchloſſene Liebe einer Gattin, die ſich ganz ihm weihet?

Während Margaretens Vater und dessen ganzer Hof voll Freude war; während die Troubadours nur von der Wonne der Liebe und von dem Schimmer ihres Glückes sangen, seufzte Margareta und bebte der Zeit entgegen, da sie, den freundlichen Ufern der Dürance und ihrem beschränkteren Jugendkreise entrückt, in die Königsstadt versetzt, und, von Unbekannten umgeben, schwerere Pflichten zu erfüllen haben würde.

Als sie eines Abends in Gedanken verloren am Fenster saß, tönte ihr durch die Dunkelheit beim Klange der Guitarre dies Lied.

Singe Du es, Irene!

Irene.

O Vater! Es ist das Lied eines Mannes. Du mußt es singen.

Keralio.

Andre singen Lieb' und Wonne,
Lieb' und Stärke sing' ich Dir.

Milde streuet Gottes Sonne
Farben aus in Florens Reiche:
Doch sie stärket auch die Eiche,
Und sie steht, der Wälder Zier.

Liebe, die den Busen hebet,
Gleicht dem schönen Tageslicht.
Wohl erfreut sie, was da lebet;
Doch sie kräftigt auch den hohen
Thatentschluß, wenn Stürme drohen,
Und des Glückes Säule bricht.

Ungetäuscht von ihrem Schimmer,
Und im Mißgeschicke groß,
Flicht sie Epheu um die Trümmer;
Und im Thränenweiden-Schatten,
Trösterin des müden Gatten,
Fühlt sie neidenswerth ihr Loos.

Lieb' und Wonne priesen Alle,
Preiset auch der Troubadour
Hier vor Deiner stillen Halle;
Denn vom Liebesgeist getrieben,
Edler jede Tugend üben,
Das ist ächte Wonne nur.

Margareta horchte mit Entzücken dem neuen Sange. Sie fühlte sich gestärkt, dankte still dem unbekannten Sänger, und begab sich nun voll Liebe zu dem edlen Gemahl, und voll Vertrauens, daß sie durch diese Liebe auch die seine gewinnen und Gutes wirken werde, auf das gefährliche Meer der Hofintrigue.

Ihre Hoffnungen täuschten sie nicht. Durch Margaretens Güte, Herzlichkeit und Verstand gefesselt, schloß der König sich bald mit gleicher Liebe an seine junge Gemahlin. Aber mit dieser zunehmenden Liebe wuchs die Eifersucht der verwittweten Königin, die es lebhaft fühlte, daß die Gewalt, die sie über ihren Sohn ausübte, nach gleichem Maaße geschwächet ward. So oft sie's vermochte, verhinderte sie das Zusammensеyn der jungen Vermählten, oder unterbrach ihre Vertraulichkei-

ten, wenn sie wußte, daß sie sich zusammen fanden.

Um so leichter ward denn Margareten der Entschluß, ihren Gemahl auf dem großen Kreuzzuge nach dem gelobten Lande zu begleiten, zu dem er sich mit Ernst bereitete.

Ludwig hatte bei einer schweren Krankheit sich auf den Fall der Genesung durch ein feierliches Gelübde zu diesem abentheuerlichen Zuge verpflichtet, und die dringenden Bitten der Mutter und Gattin, die hier, wo es des Königs Wohl betraf, zum erstenmale ihre Thränen vereinten, hatten seinen Entschluß nicht wankend machen können. Auch der letzte Versuch des Bischofs von Paris war fruchtlos gewesen. «Ein Gelübde,« hatte er gesagt, »das in der Schwäche der Krankheit, ohne die volle Überlegung, welche ein Entschluß von die-

ser Wichtigkeit erfordert, abgelegt ward, ein solches Gelübde kann nicht verbinden.« — »Ihr möget Recht haben,« war des Königs Antwort, »das Gelübde des Kranken sey nichtig! Ich nehme dann das Kreuz wieder von meiner Schulter, und gebe es in Eure Hände. Aber jetzt bin ich gesund, und jetzt fordere ich es von Euch zurück; denn mit voller Überlegung thue ich hier das feierliche Gelübde: ich will die Ungläubigen bekämpfen. — Ihr zögert? so hört dann das zweite Gelübde. Ich werde nicht Speise noch Trank zu mir nehmen, ehe ich nicht das Kreuz zurück erhielt!«

Bei so vieler Entschlossenheit hatte man allen weitern Versuchen entsaget, und das ganze Reich war in Bewegung gekommen, um die kräftigsten Mittel zu Sicherung des guten Erfolgs vorzubereiten. Margareta,

die während ihres Gemahles Abwesenheit als Regentin hätte zurückbleiben können, überließ gern diese Ehre ihrer Schwiegermutter Bianka. Der Gedanke, ihren Gemahl nun ungestört ganz zu besitzen, und in den Gefahren, die ihm drohten, stets um ihn zu seyn, füllte ihre ganze Seele. Mit gehaltenem Muthe schied sie von ihrer noch zarten Tochter und folgte dem Könige aufs Meer. Es war im August 1248, als eine wohl ausgerüstete Flotte von 1800 Schiffen, mit 50000 Mann der schönsten Truppen, von Aiguesmorte mit dem günstigsten Winde auslief, um den Sarazenen aufs neue das heilige Grab zu entreißen.

Das Königreich Jerusalem in Syrien war, nachdem die Christen drittehalb Jahrhunderte lang abwechselnd einen unsichern Besitz behauptet hatten, gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch die

wiederholten Angriffe ihrer mannichfaltigen Feinde mehr als je erſchüttert worden. Da der Sultan von Ägypten ſeine Syriſchen Bundesgenoſſen unaufhörlich unterſtützte, ſo konnten die Chriſten einen ruhigen Beſitz Paläſtina's nicht erwarten, ſo lange ihren Feinden dieſe reiche Hülfsquelle am Nil noch offen ſtand. »Man muß der Schlange, die man tödten will, den Kopf zerſchmettern,« das war ſchon lange der Kundigen Rath. Auch jetzt wurde dies wiederhohlt, und ſo reifte denn endlich des Königs Entſchluß, in Ägypten den Feldzug zu eröffnen. Plötzlich erſchien im Junius des Jahrs 1249 der König an dem Nilausfluſſe, der zu der wichtigen Feſtung Damiate führt. Kaum war noch ein Drittel der Flotte verſammelt, und die feindliche Macht mehrte ſich am Ufer, um die Landung zu verwehren. Aber dem muthigen Könige war jede

weitere Zögerung unerträglich. Vor Margaretens Augen ſprang er, den Degen in der Hand, aus dem Schiffe, und watete durch das Waſſer, das ihm bis an die Schultern reichte, glücklich an's Land. Tauſende, durch dies Beiſpiel ermuntert, folgten ihrem Könige. Die Ägypter wurden geſchlagen, und des Siegers Preis war Damiate.

Haupt und Füße entblößt, hielt unter Vortretung des päpſtlichen Legaten der König mit Margareten einen ſeltenen Einzug; in der großen Moſchee (ſie ward der Mutter Gottes gewidmet) erſcholl nun ein chriſtliches Te Deum, und ſchneller, als jüngſt Bonaparte zu Cairo eine Akademie, ſtiftete Ludwig hier, nach dem Geiſte der Zeit, voll Andacht ein Bißthum.

In Damiate blieb Margareta, als der König nun an der Spitze ſeines verſammel-

ten Heeres nach der Hauptſtadt Cairo fortrückte. So peinlich ihr auch dies Zurückbleiben war (ſie hatte geſehen, welchen Gefahren ihr Gemahl zu trotzen vermochte), ſo war es ihr doch verboten, ihn weiter zu begleiten; denn ſie fand ſich ſchwanger.

Fünf Monate verlebte hier Margareta, getrennt von ihrem Gemahle, den ſie bisher nie verlaſſen hatte. Es waren die ſchrecklichſten Tage ihres Lebens. Nur zu bald hörten die erſten erfreulichen Nachrichten von dem Fortgange der Fränkiſchen Waffen auf. Die Verbindung mit Damiate ward abgeſchnitten, und nun kreuzten ſich ohne Aufhören die widerſprechendſten Botſchaften von Sieg und Niederlage. Die letzte beſtätigte ſich nur zu ſehr. Drei Tage vor Margaretens Niederkunft kam die ſchreckliche Gewißheit: Der König und das ganze Heer ſind des Sultans Gefangene.

Wer

Wer schildert Margaretens Zustand? Ihre Einbildungskraft sah ihren Gemahl gehöhnet, gemartert, todt; sah den Feind vor den Thoren von Damiate. Ihr Körper erlag; man verzweifelte an ihrem Leben.

Als sie eines Abends im schrecklichsten Kampfe danieder lag, tönte ihr aus dem Vorhofe ihrer Wohnung der Laut einer Guitarre. Bald unterschied sie die Melodie des Liedes, das sie einst im väterlichen Hause am Ufer der Dürance entzückt hatte, und deutlich vernahm sie jetzt die Worte:

Andre singen Lieb' und Wonne,
Lieb' und Stärke sing' ich Dir.
Milde streuet Gottes Sonne
Farben aus in Florens Reiche:
Doch sie stärket auch die Eiche,
Und sie steht, der Wälder Zier.

Liebe, die den Busen hebet,
Gleicht dem schönen Tageslicht.

Wohl erfreut ſie, was da lebet;
Doch ſie kräftigt auch den hohen
Thatentſchluß, wenn Stürme drohen,
Und des Glückes Säule bricht.

Es waren die Töne, wie aus einer andern Welt. Sie fühlte ſich in's Leben zurückgerufen. »Ruft ihn!« ſprach ſie, »ruft den Engel des Troſtes; ich muß ihn ſehen!«

Der Ritter Adhémar war der Sänger, ein Greis von ſiebenzig Jahren. «O Königin!« ſprach er, »der Unbekannte, der unter die vielen Schmeichelgeſänge der Troubadours, welche Dich an Deines Vaters Hofe umtönten, dies ernſte Lied zu miſchen wagte, der Unbekannte war ich. Ich beobachtete Euch ſeitdem aus meiner Ferne; und Ihr erfülltet meine ſchönen Erwartungen. Auch an die Ufer des Nils folgte ich Euren Schritten. Den Heerzug bis hieher zu begleiten, dazu fühlte ich

mich noch ſtark genug; aber weiter zu ziehen, wehrten mir Krankheit und Schwäche. Nicht umſonſt würde ich geblieben ſeyn, o Königin! wenn mir's gelungen wäre, Euch Muth und Kraft in's Herz zu ſingen.« —

»Das haſt Du!« ſagte leiſe die Königin. »Du mußt mich nicht verlaſſen Adhémar!«

Der Ritter wich jetzt nicht von ihrer Seite. Aus kurzem Schlummer ward ſie immer durch die ſchrecklichſten Träume geweckt. Bald ſah ſie ihren Gemahl in Blute, bald die Sarazenen in ihr Zimmer eindringen, um ſie fortzuſchleppen. Dann erwachte ſie mit dem Angſtgeſchrei: »Hülfe! Hülfe!« — Der Ritter faßte ihre Hand, und drückte ſie, und rief: »Fürchtet nicht! Ich bin bei Euch!« Sie beruhigte ſich dann; aber nur auf Augenblicke. Ihre kranke Phantaſie brachte ihr gleich wieder die rau-

benden Sarazenen vor die Augen, und ſie erwachte mit gleichem ſchrecklichen Angſtruf.

»Ach!« ſagte die Kranke zu dem Ritter, der ſie wieder zu tröſten verſuchte: »Du könnteſt mich beruhigen; Du könnteſt mir Schlaf geben, wenn Du wollteſt.«

»Wenn ich wollte?«

»Ja, wenn Du wollteſt.«

Sie winkte; und alle, den Ritter ausgenommen, mußten das Zimmer verlaſſen. Margareta richtete ſich jetzt empor, und lag auf den Knieen vor dem Ritter.

»Schwöre mir,« ſagte ſie mit feierlichem Tone, »daß Du mir gewähren willſt, warum ich Dich bitte.«

Adhémar ſchwur.

»Du ſollſt, das fordre ich, Du ſollſt, wenn die Sarazenen die Stadt einnehmen, mir, ehe ſie ſich meiner bemächtigen, den Kopf abſchlagen.«

»Das hätte ich ohne Schwur gethan,« erwiederte Adhémar mit besonnener Festigkeit. »Eher Euch zu tödten, als in Feindes Hand fallen zu lassen, das war längst mein Entschluß.«*)

»Dank Dir, o Gott!« rief gerührt und mit gefalteten Händen Margareta: »Dank Dir, daß Du mir Ruhe sendest durch diesen Retter. Wirklich fühlte Margareta sich von Stunde an wohler. Ein lindernder Schlaf gab ihr Kräfte, und am Tage nach dieser erschütternden Scene war sie stark genug, das Kind zu gebähren, welches sie unter ihrem Herzen trug. Es war ein Sohn. Tristan nannte sie ihn, damit sein Name

*) Et le chevalier lui repondit, que très volontiers il le feroit, et que ja l'avoit il eu en pensée, d'ainsi le faire, si le cas y eschéoit.

Joinville p. 79.

sie stets an die Trauer erinnere, unter welcher er das Licht der Welt erblickte.*)

Indessen mehrte sich die Gefahr. Die Sarazenen nahten, und Damiate war schwach besetzt; die Besatzung bestand überdem meist aus Pisanern und Genuesern, denen es an gutem Willen zu fechten fehlte, und die schon alle Anstalt machten, sich in ihre Schiffe und so auf die Flucht zu begeben.

Mit Damiate, das fühlte Margareta, war alles verloren. Denn diese Feste mußte der Preis seyn, um die Gefangenen zu lösen.

Sie ließ die Anführer der Besatzung vor sich kommen. Ihren Säugling in den Armen, beschwur die Königin sie mit Thränen, Damiate nicht zu verlassen. Sie stellte ihnen vor, die einzige Zuflucht des Monar-

*) Pour ce, qu'il avoit été né en tristesse et pouvreté. Joinville.

chen und ſo vieler braven Männer, die mit ihm in Gefangenſchaft gerathen wären, ſey dieſer Ort, und rühre ſie nicht das Schickſal des Königs, ſo möchten ſie ſich doch ihrer und ihres Sohnes erbarmen, deren ganze Hoffnung auf ihnen beruhe.

Es war nicht leicht, das muthloſe Häuflein zu halten; und an Vorwand zum Abzug fehlte es nicht; denn es mangelte an Sold und Lebensmitteln. Die Königin ſorgte für beides, und die Beſatzung blieb. Als der Feind erſchien, fand er die Wälle beſetzt; und mit Schüſſen ward er zurückgewieſen.

Die Sarazenen wünſchten ihren Sieg durch den Beſitz der Feſtung je eher je lieber zu vollenden. Mit der Schwäche der Vertheidiger unbekannt, ließen ſie ſich alſo jetzt auf eine Unterhandlung ein, zu der ſie ſich bis dahin nicht hatten entſchließen können.

Der Sultan Turan Schach ließ den König fragen, welche Summe er, auſſer der Zurückgabe von Damiate, zur Löſe biete?

»Der Sultan mag fordern,« antwortete Ludwig dem geſandten Emir. »Sind die Vorſchläge billig, ſo will ich's die Königin wiſſen laſſen, damit ſie die verglichene Summe bewillige und auszahle.«

Der Emir erſtaunte über dieſen, von der orientaliſchen Sitte ſo verſchiedenen, Ausdruck einräumender Gefälligkeit für eine Frau. »Wie kann Dich das befremden?« ſagte der König. »Iſt ſie doch meine Gebieterin (Dame), meine Gefährtin «*)

Die Forderung für die Löſe des Königs und der übrigen Gefangenen beſtand, auſſer der Zurückgabe von Damiate, in einer Million goldner Byzantiner.**)

---

*) C'est, qu'elle est ma Dame et ma Compagne.
Joinville.

(** 500,000 Livres.

Mit edlem Stolze antwortete Ludwig: »Ein König von Frankreich lasse sich nicht für Geld auskaufen. Für seine Person wolle er die Stadt zurückgeben, und für seine Leute die geforderte Million zahlen lassen.*)«

Der Sultan erstaunte über den hohen Sinn seines Gefangenen. »Beim Gesetz des Propheten!« rief er: »Frei und edel ist der Franke. Ohne Geding bewilligt und zahlt er, was man fordert. — Geh hin, Emir, und sage dem Könige, daß ich 200,000 Byzantiner erlasse.«**)

---

*) »Un roi de France n'etoit point tel qu'il se voulut redimer pour aucune finance de deniers; mais qu'il rendroit la ville pour sa personne et payeroit le million de besans pour la delivrancé de sa gent.«

**) Par ma foi! Franc et liberal est le François, qui n'a vôulu barguigner, mais a octroyé faire et payer ce qu'on lui a démandé. On lui allez dire; que je lui remets 200,000 besans.

Joinville.

Der Tractat wurde auf 800,000 Byzantiner geſchloſſen, und die Königin freute ſich nun der nahen frohen Ausſicht, ihren geretteten Gemahl zu umarmen. Denn er hatte, das wußte ſie, die Galeere, welche ihn nach Damiate führen ſollte, ſchon beſtiegen.

Aber umſonſt harrte ſie mehrere Tage ſeiner Ankunft. Nun verbreiteten ſich von neuem beunruhigende Gerüchte von Empörung und Mord.

Endlich erſchien ein Fränkiſcher Ritter, Geoffroi von Sargines. Alles umdrängte den Ankommenden, und Freude erfüllte die ganze Stadt, als er auf die ſtürmende Frage: Lebt der König! — Er lebt! antworten konnte. »Und Du kommſt allein?« rief Margareta. Sargines erzählte nun, was ſeit der Unterhandlung vorging.

»Der Sultan Turan Schach,« ſprach er,

wollte den König, ehe er nach Damiate ging, noch ſelbſt ſehen, und mit ihm die Zeit und die Weiſe der Räumung dieſer Feſte verabreden. Er ließ daher zu Pharesfur, wo er am Ufer des Nils einen Palaſt erbauen laſſen, Halte machen, und der König trat an's Land. Die beiden Fürſten unterredeten ſich lange unter einem Gezelt, und alles war zu beider Zufriedenheit bewilligt, als durch eine unerwartete Revolution alles wieder in Ungewißheit und der König mit den Seinen von neuem in Gefahr gerieth.

Turan Schach, ein junger Fürſt, der jüngſt erſt auf den Thron Ägyptens gelangt war, hatte ſich durch Vernachläſſigung der alten Diener ſeines Hauſes und durch Begünſtigung ſeiner Jugendgefährten Feindſchaft zugezogen. Beſonders zeigte er ein Mißtrauen gegen die zahlreiche und ge-

übte Miliz der Mamelucken, die sein Vater aus zusammen gelaufenen fremden Sclaven gebildet hatte.

Ihrem Falle zuvor zu kommen, beschlossen diese den Tod des Sultans. Daß er eigenmächtig mit den Franken einen ungünstigen Vergleich geschlossen habe, mußte der Gewaltthat zum Vorwand dienen, und wir (so fuhr Sargines fort) wir hatten das Unglück, Zeugen der Vollstreckung zu seyn. Als Turan an dem Tage unserer Ankunft zu Pharescur nach der Mittagsmahlzeit von der Tafel aufstand, wandte sich der, nach Gewohnheit vor ihm hertretende, Schwerdtträger trotzig um, und that einen Hieb nach ihm. Der verwundete Sultan entwich und flüchtete, Hülfe rufend, auf den hölzernen Thurm seines Palastes am Nilstrom. Den Mamelucken blieb jetzt keine Wahl mehr übrig. Sie mußten ihr Beginnen vollen-

den, oder ihrer Vertilgung entgegen ſehen. Ohne Anſtand legten ſie Feuer an den Thurm, und bald ſchlug die Flamme bis an den Gipfel empor. Halb verbrannt ſprang der unglückliche Sultan aus dem Thurm in den Nil. Die Mamelucken ſchwammen ihm nach und tödteten ihn bei den Galeeren der Franken. Einer der Mörder ſchnitt ihm das Herz aus, und brachte es dem Könige Ludwig, der in einem Zelte am Ufer der Schreckensſcene zuſah. »Was giebſt Du mir,« ſagte der Barbar, «daß ich Dich von Deinem Feinde befreite? Er hätte Dich noch tödten laſſen, wäre er am Leben geblieben.« Ludwig ſchwieg, und wandte ſich mit dem Blick der Verabſcheuung.

Da die Verwirrung vorüber war, ließen ſich's doch die Empörer gefallen, den mit dem Sultan geſchloſſenen Tractat zu beſtätigen. Indeß machten ſie die weitere Be-

dingung, Damiate ſolle noch, bevor der König in Freiheit geſetzt würde, zurückgegeben werden.

Zu dem Ende ward der König eine halbe Meile von Damiate an's Land geſetzt. Dort befindet er ſich jetzt, und mich ſendet er, mit dem Befehle, die Stadt dem Feinde zu übergeben.«

So ſprach Sargines, und ſein letztes Wort erfüllte alles mit Schrecken.

»Nie vertrau ich mich,« rief ſchnell entſchloſſen Margareta, und faßte des Ritter Adhémar Hand: »nie vertrau ich mich den Sarazenen. In dieſem Augenblicke verlaſſe ich die Stadt, und eile meinem Herrn und Gemahl auf dem Strom entgegen!«

Wirklich begab ſie ſich mit ihren Damen auf die genueſiſchen Schiffe, und ſegelte den

Strom hinauf, indeß die Schlüssel der Stadt dem Emir übergeben wurden.

Ihre edle Standhaftigkeit wurde belohnt. Ungekränkt glitt sie den Strom hinauf. Jetzt erblickte sie die Fränkischen Wimpel. Jetzt winkte ihr der Federbusch ihres Gemahls. Jetzt sank Ludwig in die Arme seiner Margareta, und in der Entzückung des Wiedersehens vergaßen die Geretteten lange, daß sie beide Gefangene waren.

Hier, mein Lieber! an diesem Ufer war's, wo die Treuen sich wiederfanden, um sich nie wieder zu trennen; hier war's, wo die noch schwache Mutter ihren Neugebornen dem gerührten Vater darreichte: »Nimm Deinen Sohn! Ich nannte ihn Tristan, er ist das Kind des Schmerzes.«*)

*) Ich erzähle meist mit dem gleichzeitigen Joinville, der den Zug mitmachte. Dem ungenannten alten Ritter gab ich nur einen Namen, und machte ihn zum Troubadour.

Keralio ſchwieg, und rings herrſchte feierliche Stille. Man hörte nur das Rieſeln des Baches, der zwiſchen Roſenhecken über Kieſel dem Nil zurollte.

Irene hatte während der Erzählung oft ihre Blicke auf Düval gewandt, und ſich ſeiner theilnehmenden Rührung gefreut. Jetzt ſah ſie in ſeinen Augen eine Thräne, die er umſonſt zu verbergen ſuchte.

Endlich unterbrach er die Stille. »Wie glänzend,« ſprach er, »war der Anfang des Zuges; glänzend, wie es der unſrige iſt! Hätten wir das Schickſal unſrer Gefährten der Vorzeit, würde ich ein Gefangner der Ägypter, wohl mir, daß dann keine Geliebte um mich trauern darf!«

»Ach!« rief Irene, und ein tiefer Seufzer ſprengte ihre Bruſt. Düval durchdrang bis in's Innere das ſüße Bekenntniß, das dieſes Ach! ſo lebhaft ausdrückte.

Wie

Wie von gleichen Empfindungen getrieben, verließen ſie den Sitz am murmelnden Bach, und wandelten den Weg zurück, den ſie kamen. Kühle Abendlüfte flüſterten durch die Zweige der Palmen, und die mit der Pflanzen Balſamgerüchen vermiſchten Düfte der Pomeranzen-Blüthe belebten und erhöhten die Seele zu ſchönen Gefühlen. Turteltauben flatterten, ohne vor der Annäherung der Liebenden zu erſchrecken, girrend von Zweig zu Zweig.

Der ſüße Bund war geſchloſſen, ehe ſie Damiate erreichten, und der alte Keralio gab tief gerührt ſeinen väterlichen Segen.

VI.

Die Syrerin.*)

König Ludwig der Neunte ſandte auf ſeinem unglücklichen Kreuzzuge während ſeines Aufenthalts zu Akre in Syrien, eine Geſandtſchaft an den Sultan von Damaskus. Der Jacobinermönch, Bruder Yves, der dieſe Geſandtſchaft ausrichtete, erzählte, nach Joinvilles Bericht, bei ſeiner Heimkehr Wunderdinge von ſeiner Reiſe.

»In einer Wüſte,« ſagte er unter andern, »begegnete mir eine alte Frau von kleiner Statur. In der einen Hand hielt ſie ein Gefäß voll glühender Kohlen, in der andern einen mit Waſſer gefüllten Krug.

*) Nach Joinville.

Geschäftig ging sie bei mir vorüber. Aber ich wandte mich, und fragte: »Weib, was willst Du mit den Kohlen und mit dem Kruge voll Wasser.« »Was ich will?« erwiederte ernst das Weib: »Mit dem Feuer will ich das Paradies anzünden, und löschen will ich mit dem Wasser die Hölle, auf daß man ferner auf Erden nichts Gutes thue in Hoffnung des Lohnes, nichts Böses unterlasse, aus Furcht vor der Strafe.«

Welcher Strahl orientalischen Lichtes in der Nacht des Aberglaubens! Bruder Yves las oder hörte vielleicht in Damaskus diesen morgenländischen Apolog. Als solchen erzählte er ihn auch bei seiner Heimkunft; und der gute Ritter Joinville, der ihn nacherzählte, stellt nun, wunderlustig, wie er war, den Mythus als eine wirkliche Reisebegebenheit des Mönches dar.

VII.

Robert von Artois,

oder

Das Reiher-Gelübde.

Es giebt wenige Züge in der Geſchichte des Mittelalters, die den Geiſt der Chevalerie ſo ſtark bezeichnen, als die Geſchichte des Reiher-Gelübdes. Die Begebenheit iſt um ſo merkwürdiger, da ſie die Triebfeder des folgereichen Engliſch-Franzöſiſchen Krieges ward, den kaum ein Jahrhundert zu tilgen vermochte.

König Carl IV. von Frankreich war ohne männliche Erben geſtorben. Seine Schweſter Iſabelle, die Vermählte des Königs Eduard II. von England, konnte nicht erben, da Geſetz und Herkommen die Wei-

ber vom Throne ausſchloſſen. Die zwölf Pairs und die Barone von Frankreich verſammelten ſich daher zu Paris und ſetzten die Krone auf das Haupt des nächſten männlichen Erben Philipps von Valois (1328). Man behauptete zwar von engliſcher Seite, daß, wenn gleich Iſabelle nicht Erbin des Throns ſeyn könne, dieſe geſetzliche Ausſchließung doch ihren Sohn nicht treffe. Aber dieſer ihr Sohn, welcher jetzt unter dem Namen Eduard III. den engliſchen Thron beſtiegen hatte, ſchien bei Philipps Ernennung ſich zu beruhigen, und ſeine, dem Rechte nach, ſo ſchwachen Anſprüche aufzugeben, als der Verrath Roberts von Artois ſeinen Entſchluß änderte, und ihm das Schwert in die Hand gab.

Robert, welcher die Schweſter des Königs Philipp von Valois zur Gemahlin hatte, war bei Beſtimmung der Thronfolge

einer der vorzüglichſten Beförderer Philipps geweſen. Aus Erkenntlichkeit ſchenkte ihm der König ſeine volle Gunſt, und unternahm ſelten etwas, wozu er nicht ſeine Einſtimmung gegeben hatte. Aber Roberten genügte dieſes nicht. Er glaubte bei ſeiner nahen Verbindung mit dem Könige, zu ſeinem Vortheil auch das Recht beugen zu können. Die Grafſchaft Artois befand ſich im Beſitze ſeiner Tante; und unter der vorigen Regierung hatten ſchon zwei Richterſprüche die von Robert daran gemachten Anſprüche verworfen. Jetzt ſuchte dieſer durch das königliche Anſehn ſeine vermeintlichen Rechte von neuem geltend zu machen. Aber alles, was Philipp für ihn that, und nach der Gerechtigkeit für ihn thun konnte, war, daß er eine neue rechtliche Erörterung der Anſprüche ſeines Schwagers veranlaßte. Die Entſcheidung war auch jetzt nicht, wie

Robertsfeste gewünscht hatte. Da er sah, daß die Gunst nichts für ihn that, so suchte er durch falsche Beweisurkunden das Recht zu erschleichen. Der Betrug ward entdeckt, und Robert, als Verfälscher, durch Urtheil und Recht aus dem Reiche verbannt.

Des Verurtheilten Wuth kannte jetzt keine Gränzen. Er schalt den König einen Undankbaren, drohete ihm mit seiner Rache, und entfloh. Nachdem er mehrere Monate in Flandern und Hennegau umher geirret war, ging er endlich, als Kaufmann verkleidet, nach London über. Hier klagte er bitter über das vom König Philipp erlittene Unrecht, und er wußte bei der ihm natürlichen Beredsamkeit um so leichter alle Gemüther für sich zu gewinnen, da König Philipp grausam genug war, nach Roberts Flucht dessen unschuldige Kinder in harter Gefangenschaft zu halten. Der König

Eduard nahm ihn in den geheimen Rath auf, und er ward sein Begleiter bei seinen Feldzügen.

So eifrig Robert in seinem Vaterlande die Rechte Philipps von Valois vertheidigt hatte, so beredt machte ihn jetzt die Rache, um Eduards Recht an der französischen Krone zu zeigen, und den König durch Gründe zu bewegen, diese Ansprüche mit gewaffneter Hand geltend zu machen Aber seine wiederholten Bemühungen blieben ohne Erfolg.*) Eine List führte dennoch

*) Von hier an ist die Geschichte eine freie Übersetzung eines gleichzeitigen alt Französischen Gedichts le voeu du héron, welches sich in der Bibliothek zu Bern befindet, und von dem Bibliothekar Sinner dem de la Cürne de Sainte-Palaye mitgetheilet ist. Dieser hat es im 3ten Theil seiner Memoires sur lancienne Chevallerie abdrucken lassen, und es durch Vergleichung der Sitten der Zeit mit Froissarts Geschichte und andern be-

ihn zu seinem blutigen Zwecke. Der Verräther faßte den edlen König in einem unbewachten Augenblicke bei seiner Ritterehre, und entriß ihm so einen Entschluß, der Tausende in's Verderben brachte.

Eduard saß einst, umringt von Rittern und Damen, in seinem Marmorpalast. Sein Haupt war auf seine Brust gesenkt, und nur Gedanken der Liebe beschäftigten seine Seele; da öffnete sich die Thüre des Saales, und, begleitet von Geigern und Sängerinnen, trat Robert ein. Zwischen zwei silbernen Schüsseln trug er einen gebratenen Reiher.

»Ich komme,« so sprach er zu den Rittern, »ich komme, Euch zu Ablegung eines Gelübdes aufzufordern, das Eures Muthes

---

glaubigten Thatsachen, fast zur Gewißheit gebracht, daß der Inhalt des Gedichts historische Wahrheit ist.

würdig ist; und schwören sollt Ihr auf diesen Reiher! Er ist der verächtlichste, der furchtsamste der Vögel; macht doch sein eigner Schatten ihn bange. Aber auch dem Feigsten der Menschen will ich zuerst ihn darreichen.«

Jetzt wandte Robert sich zu Eduard, und bot ihm den Reiher dar, als den Preis seiner Gleichgültigkeit gegen eine Krone, dessen rechtmäßiger Erbe er sey.

Eduard erröthete erst; dann ging die Schaam in Zorn über. »Ich feige?« rief er: »Nun so schwöre ich denn bei der Mutter Gottes, noch ehe das Jahr verläuft, will ich über Meer ziehen, um mit Philipp von Valois zu kämpfen, und zög' er auch mit tausend gegen hundert.«

Der frohe Verräther wünschte ihm Glück zu dem Entschluß, und schwur selber seinem Beleidiger die blutigste Rache. Dann nahm

er die silbernen Schüsseln und, begleitet von den Minstrels und Sängerinnen, die einen Liebesgesang anstimmten, schritt er queer durch den Saal, und trat zu dem Grafen von Salisbury, der bei seiner Geliebten, der jungen Gräfin Darby, saß.

»Gebt,« so redete er den Grafen an, »gebt Ihr das Beispiel den andern, und thut hier auf den Reiher das feierliche Gelübde, Euch der Unternehmung zu weihen.«

»Herzlich gern!« antwortete der Graf: »Wisset, ich diene der schönsten Dame, und noch schmachte ich ohne Erhörung. Nun fleh' ich sie um die Gunst, daß sie mir einen der Finger ihrer schönen Hand leihe, und ihn auf mein rechtes Auge drücke.«

Statt Eines Fingers, bewilligte die Schöne ihm zwei. Sie drückte sie auf des Ritters rechtes Auge, so daß es völlig geschlossen war. Jetzt schwur der Graf, dies Auge

nicht wieder zu öffnen, bevor er in offner Schlacht gegen Philipp gekämpfet hätte. »Stimmt doch ein, edle Gräfin! stimmt in den Schwur Eures Ritters!« so ermunterte Robert die Dame. »Nun, so schwör ich,« sprach sie entschlossen, »auf keinen Liebesantrag zu hören, bis des Ritters Gelübde erfüllet ist. Ist er dann noch am Leben, so bin ich ganz die Seine.« Diese Worte seiner Dame erfüllten den Ritter mit Freude, und flößten ihm neuen Muth ein.

Robert schritt weiter, reichte seinen Reiher dem Ritter Gautier von Mauny. Auch er schwur, und verhieß, nach Frankreich zu folgen, und nicht zu ruhen, als bis er eine wohlbefestigte Stadt erobert und in Flammen gesetzet hätte.

Ähnliche Schwüre thaten nach der Reihe der Graf von Darby, der Graf von Suffolk und andere.

Robert trat nun vor den tapfern Johann von Beaumont aus Hennegau, ihn, der einſt die verſtoßene Iſabelle mit bewaffneter Hand wieder ins Reich geführt und Eduard III. auf den Thron geſetzt hatte. Seine Freundſchaft mit Robert von Artois hatte ihn mit Philippen entzweit, und er wagte nicht die Rückkehr ins Vaterland. Aller Augen waren jetzt auf dieſen edlen Ritter gerichtet. Beaumont ſtand auf und ſprach: »Bei gutem Wein und in Gegenwart ſchöner Damen zu ſchwören, das iſt leicht. Ich glaube es gern, Ihr Ritter, daß es unter Euch Oliviere und Rolande giebt, die die Aquilans und Yaumonts dieſer Zeit zu Boden ſchlagen werden. Aber erinnert Euch, daß ſelbſt dieſe Helden durch andere Krieger beſiegt wurden. Welch ein ſonders Schauſpiel, Ritter mit ihrem Muthe prahlen zu ſehen, da der Feind noch

fern iſt! Wenn wir ihn im Auge haben, dann iſt es Zeit zu Thaten. Aber, wann die Schlacht winket, wann der Helm uns decket, und wir ſattelfeſt mit geſenkter Lanze dem Feind entgegnen, o dann zittern manche Prahler; eiskalt durchläuft es die Glieder, von der Scheitel bis zur Ferſe, und lieber gingen ſie in den Weinkeller, als in die Schlacht. Doch glaubt nicht, Ihr Ritter, daß ich ſo rede, um mich vom Schwur auszuſchließen. Das ſey fern! So bald König Eduard den Fuß auf franzöſiſche Erde ſetzt, wird man mich an der Spitze des Heeres finden, das Philipp bekämpft, und das Schickſal mag über meine dortigen Beſitzungen entſcheiden. Aber, was hehl' ich's? wenn Philipp mir die Hand zum Frieden beut, dann verſage ich ihm nie die Meine.«

Er ſprach's, und alle billigten des

Edlen Rede; ſelbſt Eduard winkte ihm Beifall zu.

Schweigend verließ ihn Robert, und nahte ſich mit ſeinen Silberſchüſſeln der Königin. Er kniete vor ihr, und erklärte, nun ſey nichts übrig, als daß ſie den Reiher vertheile; er erwartete nur den Augenblick, da auch ſie ein Gelübde thue, wie ihr Herz es ihr eingebe.

»Vaſall!« antwortete ſie, »nicht zu mir müßt Ihr reden. Darf denn eine Dame geloben, die einen Herrn hat?*) Kann doch der Gemahl vernichten, was ſie ſchwur. Darum ſchwör ich nimmer, ohne des Königs Geheiß.«

»So ſchwört dann Königin. Ich will das Gelübde erfüllen, ſo fern ich's vermag. Schwöret dreiſt, und helf Euch Gott!«**)

*) Dame ne peut vouer puis qu'elle Seigneur a.

**) Vouës hardiment et Dieu vous aidera.

Eduard sprachs und mit Festigkeit fuhr die Königin fort: »Lange schon fühlt' ich's, es regt sich ein Kind unter meinem Herzen. So gelobe ich denn Gott und der heiligen Jungfrau, daß diese Frucht unserer Verbindung meinen Schooß nicht verlassen soll, bevor Ihr mich, um Euern Schwur zu erfüllen, über Meer geführet habet. Wollt' es vor der Erfüllung das Licht sehen, so treffe diese Schneide meine Seite, und verloren sey zugleich meine Seele und die Frucht meines Leibes!«

Von Schauer durchzuckt rief Eduard: »Nicht weiter!« Aber der Schwur war vollendet; der Reiher ward zerlegt, und die Königin aß davon.

Eduard hatte nun nichts angelegeners, als die Königin einzuschiffen. Sie kam glücklich über Meer, und erreichte Antwerpen. Ihr Gelübde war erfüllt. Das ganze

engli-

englische Heer hatte sich indeß versammelt, und der Zug ging gegen die französische Gränze.

Alle Ritter, die auf den Reiher geschworen hatten, fanden Gelegenheit, den Schwur zu halten. Nur der Verräther Robert von Artois, der sie dazu hingerissen hatte, nur er konnte seine Rache nicht kühlen. Er fiel in der Schlacht.

VIII.

Richard Löwenherz.

König Richard von England kehrte nach einem rühmlichen Kreuzzuge gegen die Saracenen aus Asien zurück. Der Ruf seiner Thaten war ihm voran geeilet in die abendländische Christenheit. Aber er wünschte still und unerkannt zu reisen. Durch Stürme gezwungen, landete er an der Küste von Aquileia. Er und seine Gefährten waren wie Pilgrimme gekleidet; sein langes Haar, sein herabhängender Bart entstellten ihn, und nichts unterschied sein Äusseres von den Bewohnern dieser Gegend. Aber seiner gewöhnlichen Freigebigkeit konnte er sich auch hier nicht enthalten; durch sie erregte er Verdacht, und Richard ward ein Gefan-

gener des Herzogs Leopold von Öſterreich, der ſich in Paläſtina von ihm beleidiget wähnte. Leopold lieferte den Gefangenen in die Hände des deutſchen Kaiſers Heinrich, und erſt nach zwei Jahren ward er gegen ſchweres Löſegeld entlaſſen.

Im Gefängniſſe gab ihm der Unwille, daß ſeine Vaſallen und Freunde und Troubadours ſo wenig Thätigkeit zeigten, ihn zu befreien, folgendes Sirvente ein:

»Gefangner Mann, ein armer, armer Mann!
»Nichts hat die Welt, was Troſt ihm geben kann,
»Als nur ein Lied, das einſam er erſann; —
»Hier ſchmacht' ich, hier! Der König, reich und groß,
»Wie ward er klein! Dem Bettler, arm und bloß,
»Beneidet er ſein Looß.

»Der Bettler frei; Er ein gefangner Mann!
»Wer rettet mich? Wann wird mir Hülfe? wann?
»Weh mir! es naht nicht Freund, nicht Unterthan!

»Verloren iſt, der ſeinem Feind erlag,
»Gefangen, oder todt. — O, welche Schmach
»Brachſt' über mich Ein Tag!

»Ihr Troubadours, die immer ich geehrt,
»Ihr ſchweigt, auch ihr? Seid Eures Ruhmes werth!
»Singt laut, daß weit die Chriſtenheit es hört;
»»Der König Richard,«« alſo ſtimmet an,
»»Er, der voll Muth das heil'ge Land gewann,
»»Iſt ein gefang'ner Mann!««

---

*) Das Original in provenzaliſcher Sprache ſteht in Hist. des Troubadours I. p. 59. ſq. Ich behielt bei der Nachbildung das Metrum bei, wie folgende erſte Strophe zeigt:

Ja nus hom pris non dira ſa raison,
Adreitament Se com hom dolent non;
Ma per conort por il faire chanson.
Prora d'amis, mas poure son li don.
Onta t auron se por ma reezon
Soi fait dos yver pris.

IX.

Rodrigo und Semene.*)

Erſter Theil.

An des Königs Ferdinand von Caſtilien Hofe hatte vor allen Rittern lange Don Diego geglänzet. Heroiſche Tapferkeit zeichnete ſeine Jugend aus; beſonnener Muth

*) Wenige Zeilen des ſpaniſchen Geſchichtsſchreibers Mariane (1 Lib. IX. p. m. 352.) gaben dem ſpaniſchen Dichter Guille de Caſtro Stoff zu einem Schauſpiele, das nachher den großen Corneille befeuerte, und ihm den Cid eingab, ein Schauſpiel, welches zuerſt ſeinen Ruhm gründete. Man hat nicht mit Unrecht den Ausgang getadelt; und der Tadel gründete ſich größtentheils darauf, daß ein ehrliebendes Mädchen dem Mörder ihres Vaters nicht vier und zwanzig

seine männlichen Jahre; weiser Rathschlag das jetzt nahende Alter.

Neben ihm erhob sich der Graf Gormas. Er hatte sich in den Kriegen gegen die Mauren ausgezeichnet, und jetzt prangte er in der vollen Blüthe seiner Mannkraft. Aber, kleiner als Diego, fürchtete Gormas dessen Größe, und schnell ging, so ist des Menschen Art, schnell ging diese Furcht in Haß über.

Der Haß erreichte seinen Gipfel, als Diego vom Könige zum Führer des ältesten Prinzen Sancho von Castilien ernannt wurde. Seine Empfindlichkeit über dies

---

Stunden nach dem Morde die Hand geben könne. Einen längern Zeitraum wollen nun einmal die Franzosen ihren Theaterdichtern nicht einräumen, und so ist denn freilich der Dichter mit dem Sujet im Gedränge. Leichter ist allerdings die Auflösung für den Roman, und dies ist's, was ich versuchte.

ausgezeichnete Merkmal der königlichen Gunst ward so herrschend, daß er die laute Äusserung derselben, auch gegen Diego selbst, nicht unterdrücken konnte. Als er ihm einst im Park begegnete, drängte er sich an ihn und brach in Bitterkeiten aus. Diego deckte sich Anfangs mit der Ägide des königlichen Willens, dessen Bewegungsgrund zu beurtheilen, der Unterthan sich billig bescheide. Gormas wurde durch dieses Ausweichen nur noch bitterer, und machte seine vorzüglichen Verdienste und die Thaten geltend, mit denen er dem Prinzen hätte vorleuchten können. — — »Kann ich ihn,« etwiederte Diego, »nicht jetzt mehr in den Kampf führen, so höre er statt dessen die Geschichte meines Lebens. — Ich darf sie ihm — wohl mir! — kühn als ein Spiegel zur Nachahmung vorhalten.«

Aber Gormas ließ nicht ab, und seine

Äuſſerungen wurden ſo beleidigend, daß Diego zum Schwerte zu greifen gezwungen ward. Sie kämpften ungleichen Kampf. Der alte Diego ward von Gormas entwaffnet. Sein Degen fiel und Gormas verließ ihn mit den höhnenden Worten: »Traget doch ja dieſen Kampf in die Lebensgeſchichte ein, die Ihr dem Prinzen zu leſen gebt.«

In dieſer beugenden Lage fand Diegon ſein edler Sohn Rodrigo, der mit ſeiner Schweſter Donna Leonora dem Vater zu ſpät gefolget war.

Kaum erblickte Diego den Sohn, ſo hob er das Schwert auf, das ſeinem ſchwachen Arm entwunden war, und eilte ihm entgegen. »Sohn!« rief er, »dies iſt das Schwert, einſt das Schrecken der Mauren, oft geröthet von ihrem Blute. — — Mit Ehren ſteckte ich's in die Scheide, und unentweiht hoffte ich's, als das ſchönſte

Erbtheil, Dir zu überliefern. Aber, o der Schmach! es iſt entweiht. Ein ehrloſer Nebenbuhler hat mich, und in mir Dich beleidigt. — — Unſere Ehre zu retten, mußte ich das Schwert entblößen, doch mein geſchwächter Arm wankte, es fiel. Stirb, o Sohn! oder räche unſere gekränkte Ehre! Nimm das Eiſen, und weihe es von neuem durch das Blut unſers Beleidigers!«

»Gieb mir das Schwert, Vater!« rief der glühende Jüngling. »Ich ſchwöre Dir blutige Rache. Nenne, nenne mir den Beleidiger!

»Gormas!«

»Gormas!« — ſprach mit halblauter, bebender Stimme, der erblaſſende Jüngling. »Graf Gormas?«

»Meinſt Du, Rodrigo, daß es ein Schwächling war, der Diego entwaffnen konnte?«

»Der Vater Semenens?« unterbrach ihn kaum hörbar Rodrigo? »Weh!« seufzte er tief — und verließ den betroffenen Vater.

»So ist es denn wahr, was ich ahnete,« sprach jammernd Leonore. »Rodrigo ist's, um den Semene seufzet! Darum nahte sie sich mir oft, als wollte sie mir vertrauungsvoll ihr Herz öfnen, und zuckte dann zurück und floh! Armes, unglückliches Mädchen! Deine Seufzer werden Thränen werden! — Armer Bruder!«

»Wo die Ehre ruft, da muß die Liebe weichen.« So unterbrach sie Diego.

»O über die Ehre! Die Mißgestalt bildeten Menschen; aber die Bildnerin der Liebe ist die Natur. Ach Vater! bedaure Deinen Rodrigo! Semene war seiner Liebe so werth.«

»Zürne ich ihm denn? Ich beklag' ihn;

aber ich weiß es, Rodrigo hat hohes Gefühl für das, was er mir, was er sich selbst schuldig ist. Ich vertraue ihm ganz.«

Don Diego kannte seinen Sohn.

Schrecklich tobte es in dem Innern des Jünglings: aber die Stimme: wo Ehre ruft, da weiche die Liebe! überscholl bald auch bei ihm jeden leisen Laut des Herzens. »Selbst Semene,« so sagte er sich, »selbst sie müßte mich verachten, wenn ich meines Vaters Schmach nicht rächte. Es ist nicht der Vater Semenens, den ich bekämpfe; es ist der schnöde Beleidiger des großen Diego, und der Sohn Diegos bin ich.« —

Schauten höhere Geister auf das Gewebe der menschlichen Leidenschaften, wandelten sie unter uns und sähen der Menschen Thun, das so oft die schönste Blüthe ihrer Glückseligkeit vernichtet, wie müßten sie trauern, daß sie es nicht zu wenden ver-

möchten! — — Unendlich war die Wonne, die Rodrigo'n und Semenen gelächelt hatte; und die ein Augenblick jetzt zerstörte. — Ihre, nur durch wenige Höfe getrennten, Landsitze waren durch eine Platanenallee verbunden, die zu beider Eingängen führte. Unter diesen Platanen sproßte einst der Keim der innigsten Liebe, und selbst das Geheimniß, welches der Väter Eifersucht über sie ausgoß, gab der Leidenschaft neue Nahrung. Die Platanen leiteten zu einem Orangenwald, dessen Wohlgerüche dem Wandelnden entgegen düfteten. »O, dürften wir,« sprach Rodrigo oft mit Entzücken, »o, dürften wir den Weg fortsetzen, und uns versenken in das Meer der Wohlgerüche! — — Ach, Semene! dem Wäldchen gleicht unsere Zukunft. Wir ahnen ihre Wonne. Werden wir je sie erreichen?«

Ritterehre hatte Rodrigo'n früh ins Feld

gerufen. Er prüfte seinen Arm in den Kämpfen gegen die Mauren, die unaufhörlich die Gränzen Castiliens beunruhigten. Dann fühlte Semene sich doppelt unglücklich. Sie liebte ihre Mutter. Aber sollte sie ihr ein Geheimniß vertrauen, das diese ihrem Gemahle zu entdecken für Pflicht halten mußte? Was sie der Mutter verhehlte, vertraute sie noch weniger ihren Freundinnen. Wehmüthig verschloß sie ihre Liebe und ihren Schmerz in dem gepreßten Busen. — Oft zwar nahte sie sich unwillkührlich in den Hofzirkeln, die sie nicht meiden konnte, mit ihrem Herzen voll Liebe der Donna Leonora. War es doch ihres Geliebten Schwester, die gleiche Sorge mit ihr gemein hatte. Aber der besonnene Gedanke an die väterlichen Verhältnisse, und die Furcht, sich öffentlich zu verrathen, lähmte immer ihren Schritt. — — Kaum

hatte jetzt Rodrigos Wiederkehr sie von neuem belebet, und ihr beklommenes Herz erweitert, so erscholl die Kunde des todtweissagenden Zwistes zwischen Diego und ihrem Vater. — Daß Rodrigo die Rache übernommen habe, wußte keiner, ahnte jeder, am sichersten Semene; denn sie kannte ganz sein hohes Gefühl für Ehre, seine unbeschränkte Verehrung für seinen Vater. Sie eilte zu ihrer Mutter, die ihr in Thränen schwimmend entgegen kam. Seit dem unglücklichen Vorfall hatte Donna Antonia ihren Gemahl nicht wieder gesehen, und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Der Anblick der erschütterten Tochter machte sie beben. »Was hehl' ich's länger,« so rief Semene mit dem Ausdruck der höchsten Empfindung; »Ich zittre für meinen Vater, ich zittre für Rodrigo. Ich lieb' ihn. Zürne Mutter, daß ich Dir

mein Geheimniß verſchwieg. Zärne, aber hilf.«

»Antonia ſank ſprachlos in ihren Seſſel. Es ging ein Schwert durch ihre Seele.

»Unglückliches Mädchen!« ſeufzte ſie endlich. »Fern bleiben eitele Vorwürfe! Gern helfe ich; aber wie?«

»Zu helfen iſt der Könige Amt. Zum König will ich gehn. Du, Mutter! bleibe! — Der Vater möchte heim kommen, und wer könnte ihn zurückhalten, als Du?«

Mit dem Worte eilte ſie fort.

Sie ward vorgelaſſen; aber kaum hatte ſie mit dem vollen Ausdruck der Leidenſchaft ihr Herz vor dem Könige ausgeſchüttet und um ſeine ſchleunige Vermittelung gefleht, ſo erfüllte die Nachricht, daß Gormas im Zweikampfe gefallen ſey, den ganzen Palaſt.

Was man Semenen zu verbergen ſtrebte, ward ihr gerade durch die Verbergung

kund; ſie ſank wie leblos zu des Königs Füßen. Aber ſchnell kehrte die Lebenskraft wieder: »Laßt mich fort zu meinem Vater, daß ich das Blut ſtille. Er iſt nicht todt: er kann nicht todt ſeyn.«

Man hielt ſie zurück. In der Verwirrung hatte man nicht bemerkt, daß ſich der alte Diego genahet hatte. Semene war's, die ihn zuerſt erblickte. »Hier iſt der Mörder meines Vaters!« rief ſie dem Könige zu. »Rache! Rache!«

»Wohl fiel Gormas durch mich,« ſprach ruhiger Diego; »Lieh gleich mein edler Sohn mir ſeinen Arm, doch fiel er durch mich.«

»Rodrigo, der Mörder?« Semene rief's und verſtummte. Aber mit ſchneller, ſchrecklicher Faſſung fuhr ſie fort: »Auch wider ihn rufe ich Dich zur Rache auf, König! ſo fordert es Ehr und Pflicht. Sterben muß er, und ich nach ihm.«

Un-

Unglücklicher, als Semene, war der siegende Rodrigo.

Flüchtig irrte er umher, und wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Die Stätte des Blutes meiden, das mußte er, das wollte er: — Aber vermocht er's, zu scheiden, ohne Semene zu sehn? — Und doch, wie konnte sie den Mörder ihres Vaters sehen? ihn sehen, gegen den sie des Königs Rache angerufen hatte? »Will ich denn,« sagte er sich wieder, »will ich denn Vergebung, Gnade von ihr? Sie hat die Rache gegen mich aufgerufen. So deute sie mir dann, wie ich ihr genug thue.«

Vor Tagesanbruch wankte er, kaum seiner bewußt, die kundigen Platanen hinab, die Vertrauten seiner Liebe. Ein Morgennebel deckte den fernen Orangenwald, und statt warmen würzigen Düftes, umschauerte ihn der kühle Morgenhauch. — Aber noch

kältere Schauer ergriffen ihn, als er plötzlich vor Semenen ſtand. »Rodrigo!« ſo ſcholl es ihm entgegen, «willſt Du auch mich tödten durch Deinen Anblick?«

»Du haſt Rache gefordert, Semene! Hier bin ich. Mich haſſen mußt Du, mich verfolgen, mich tödten. O könnt ich ſterben von Deiner Hand!«

»Rodrigo! welches Wiederſehn! Es iſt ſchrecklich, Rodrigo! — Dich haſſen kann ich nicht. Du thateſt wohl Deine Pflicht; aber, indem Du ſie thateſt, haſt Du auch mich die meine gelehrt. Du mußteſt die Ehre Deines Vaters rächen, und ich ſollte die meinige verſäumen? Weh mir, daß Du es biſt, gegen den ich ſie rächen muß; Du, der allein meine Thränen getrocknet haben würde, hätte ein anderer Unfall mir meinen Vater geraubet.«

Sie ſprachs mit dem Ausdruck der innigſten Wehmuth.

»Stoße den Dolch mir in den Busen!« rief in Verzweiflung Rodrigo, und warf sich zu ihren Füßen.

»Dich meiden kann ich, Rodrigo! kann sterben. — Aber Deine Mörderin kann ich nicht seyn! Hast Du denn meinen Vater wehrlos gemordet?« — Er fiel in redlichem Kampfe, und so Dich zu verfolgen, gebeut auch mir die Ehre. — Es wird schon ein Ritter aufstehen, der den Kampf für mich übernimmt.«

Mit diesen Worten wandte sie sich und floh zur nahen Villa.

Don Alvaro war der Ritter, der nach der Sitte der Zeit Semenens Rache übernahm. — Er fühlte sich geehrt durch den Aufruf einer Schöne, deren Reiz ihn lange gefesselt hatte. — Der Tag des Zweikampfes war festgesetzt. Semene durchwachte die Nacht, die den schrecklichen Morgen

brachte. Ihre vertrautere Freundin, Dorina, hatte die Seelenkranke nicht verlaſſen. Noch ehe es tagte, wandelten ſie Arm in Arm ſchon unter den Bäumen, die zu dem Kampfplatze führten. Rodrigo ſprengte heran, in ſeinem Geſchmeide herrlich, wie ein Halbgott, und grüß'te Semenen. »Lebe wohl!« rief er ihr zu;« nie ſollſt Du mich wieder ſehn!« —

»Und das ſagt der Held, der die Mauren überwand?« —

»Da kämpfte ich Semene. Aber ohne Wehr biet ich Alvaro'n meine Bruſt. Dein kann ich nicht werden; den Tod willſt Du mir nicht geben; aber Dich ehr' ich in Alvaro'n, und gern falle ich von ſeiner Hand.«

»Rodrigo! es gilt Deinen Ruhm! Man wird Dich überwunden halten, wenn Du gefallen biſt.«

»Mein Ruhm iſt feſt gegründet. Nein,

Semene! man wird nicht für überwunden halten. »Er liebte Semene!« wird die Nachwelt ſagen; er wollte nicht leben, da ſie die Seine nicht werden konnte. Ich ſcheide; gedenke mein!«

»Rodrigo! Du ſollſt leben! das befiehlt Dir Semene!«

So rief ſie dem Scheidenden nach. Schon war er fern! Er ward nicht mehr geſehen.

Die Arme ſank an Dorinens Buſen. Dann ergriff ſie wild der Freundin Hand: »Folge mir! Ich muß ihm nach. Er hat mich nicht vernommen. Er ſoll leben — leben!«

Mit Mühe hielt Dorina ſie zurück. Immer waren die Blicke nach der Gegend gerichtet, wohin Rodrigo ſich gewendet hatte. — Immer tönte ihrem innern Ohre der Roſſe Stampfen und Waffengeklirr, und lauter Ruf der Streiter.

Endlich ſtäubte es den Weg herauf. »Sieger iſt der Kommende!« ſo dachten beide. »Wird es Rodrigo ſeyn?«

»Er wird es ſeyn; er muß es ſeyn! Gewiß erkennſt Du ſchon ſeinen Federbuſch, Dorina! Sage doch, daß Du ihn erkennſt; täuſche mich, wenn Du mich liebſt!«

Es war nicht Rodrigo. Alvaro ſtieg vom Roß, beugte ſich vor der bebenden Semene. »Ich ſoll dies Schwert zu Deinen Füßen legen, ich ſoll —«

»Was?« unterbrach ihn mit Heftigkeit Semene. »Das Schwert, von Rodrigo's Blute roth? Du wagſt es, vor meinen Augen zu erſcheinen, Du, der mir das Liebſte raubte, was ich auf der Erde beſaß, das Liebſte; ja, — nun ſag ich's laut, mein Vater iſt gerächet, ich liebte ihn. —«

»Aber Semene!«

»Schweige! Dein Ruhm iſt nicht groß;

Er hat ſterben wollen. Du haſt mich gerächet, Alvaro, und getödtet.«

»Du hörſt mich nicht, Semene!«

»Ich will Dich nicht hören. Rodrigo iſt nicht mehr!«

»Rodrigo lebt! — Zu Dir will ich reden, Dorina! Du biſt gelaßener. Daß ich einem Helden, wie Rodrigo, erlag, entehret mich nicht. Ich ward entwaffnet, und bot ihm meine Bruſt, um ſie zu durchboren. Da ſprach edelmüthig der Sieger: Fern ſey's, daß ich ein Leben raube, das für Semenen gewagt ward. Lebe! Hier iſt Dein Schwert! Leg' es zu Semenens Füßen! Sag' ihr, daß auch ich lebe, weil ſie's gebot.«

»Und wo iſt er?«

»Vor Deinen Augen zu erſcheinen, wagt er nicht Er eilte vom Kampfplatze zu ſeinen Waffenbrüdern ins Feld. Ich

will ihm folgen; denn die Mauren ſind nah.«

»Rodrigo!« rief ſchwärmend Semene, »Rodrigo, wie groß biſt Du, wie unerreichbar! Aber fern Dir nachzuſtreben, das vermag ich, das will ich. Weh! das Schickſal trennt uns. — Ich habe die Thränen, das Händeringen meiner Mutter geſehen, wie könnt' ich die Vermählte des Mannes werden, der meinen Vater tödtete? Aber auch keinem andern kann ich angehören! Das ſchwöre ich hier unter Gottes Himmel, und Du, Alvaro, und Du, Dorina! ſeyd Zeugen des feierlichen Schwurs.««

Rodrigo'n hatte bey dem Kampfe mit Alvaro, Semenens Ruf: Du ſollſt leben! gekräftigt. »Aber für wen ſoll ich leben?« ſo fragte er ſich jetzt, da er Alvaro'n entwaffnet hatte. »Sie, für die mein Herz ſchlägt, ſie wird, ſie kann nicht die Meine

seyn. — »Lebe!« so herrschte ihm seine große Seele zu, »Lebe für den Staat, so lebest Du auch für sie. Bist Du nicht der Sohn des großen Diego, der wiederholt sein Vaterland errettete? Rissest Du nicht, da Du den tapfern Gormas erlegtest, eine der schönsten Säulen des Staats nieder? Du hast eine doppelte Schuld abzutragen. Noch wanket das Reich; noch drohn ihm Gefahren; auf alle Folgezeit dem Reiche Festigkeit zu geben, das ist ein Unternehmen, das Deiner würdig ist. Wag' es; hebe Dein Vaterland! werde der Held des Jahrhunderts!«

Er ward es.

Zweiter Theil.

*)Als die Mauren im Achten Jahrhunderte Spanien überwältigten, floh ein Nachkömmling der alten Gothiſchen Könige, Pelajo, in die Caſtiliſchen Gebirge, rettete dorthin die Trümmer der chriſtlichen Kraft, und legte faſt unbemerkt zwiſchen den unerſteiglichen Gebirgen den Grund zu der Macht, die künftig den Eroberern furchtbar werden ſollte. Allmälig entſtanden, wie Inſeln im Meere, mehrere kleine Königreiche: Navarra, Leon, Oviedo, Gallizien, Arragonien. Sancho III. von Navarra vereinigte ſie alle, und ſchon begann die chriſtliche Macht den Mauren furchtbar zu werden.

Die Politik gebot hier dringender, als irgendwo, das Recht der Erſtgeburt; aber

*) Nach Ferrera's Span. Geſch. B. III. Th. 3.

es überwog auch hier lange die natürliche Vaterliebe, die so gern alle Kinder gleich begünstiget. Sancho theilte sein Reich unter seine vier Söhne, und Ferdinand ward König von Castilien.

Die größere Beschränkung seiner Besitzungen ward durch die ihm beiwohnende innere Geisteskraft ersetzt, und durch die erste Fürstengabe, den feinen Sinn, in denen, die ihn umgaben, das Talent zu erkennen, zu ermuntern, und ihm angemessenen Spielraum zu verschaffen. So ward er die Liebe der Seinen und das Schrecken der Mauren; Er vereinigte Gallizien, Leon, Oviedo mit Castilien. Die Nachwelt nennt ihn den Großen. Rodrigo war's, der ihm den Zunamen erwarb.

Der Sohn des edlen Diego schwang sich bald durch Großthaten an die Spitze des Heeres.

Er entriß den Mauren den Theil Portugalls, den ſie noch in Beſitz hatten; er vertrieb ſie völlig aus Caſtilien, und die Mauriſchen Könige von Toledo und Saragoſſa wurden Ferdinanden zinsbar. Zwei kleine Mauriſche Könige machte er in einem Treffen zu Gefangenen und Ferdinand war Zeuge der Großthat. Als die beiden Gefangenen vorgeführt wurden, ſuchten ihre Augen den Sieger Rodrigo, der ſich beſcheiden zurück gezogen hatte.

Aber die Mauren erkannten ihn dennoch und begrüßten ihn, als ihren Sieger und Herrn. »Er iſt unſer Cid!« riefen ſie, in ihrer Sprache. »Der Feinde Ausruf iſt Dein ſchönſter Lohn, Rodrigo!« ſo ſprach Ferdinand. »Dir bleibe der Ehrename Cid! Er zeichne auf ewig Dich aus in den Jahrbüchern Spaniens!«

Am traurigſten für Ferdinand war's,

daß auch er mit seinen Brüdern Garcia und Ramiro kriegen mußte. Der erste hatte bei der väterlichen Theilung Navarra und Biscaja, der zweite Arragonien erhalten. Unzufrieden mit ihren Erbtheilen, befehdeten sie nach einander ihren Bruder Ferdinand. Aber kein Eid war an der Spitze ihrer Heere. Beide erlitten entscheidende Niederlagen; beide fielen in der Schlacht.

Jeder Sieg, den Rodrigo davon trug, jedes Lob, was man ihm zollte, machte schneidender den Schmerz, der in Semenen's Busen wühlte. Denn immer tiefer empfand sie, was sie an ihm verlor. Bisweilen stieg geheim der Wunsch in ihr auf: »Möchte »er nur fallen im Kampf! denn nie kann »er doch mein werden; und ärger, als Tod »würde es seyn, wenn ich ihn je in den »Armen einer andern wüßte.«

König Ferdinand starb. Er selber hatte

die, aus den elterlichen Theilungen entſtehenden ſchlimmen Folgen erfahren; dennoch widerſtand auch er nicht der natürlichen gleichen Liebe für alle Kinder. Seinem Vater gleich, theilte er ſein Reich unter ſeine drei Söhne. Die Jüngern, Alfonſo und Garcia, erhielten, der erſte Leon und Oviedo, der zweite Gallizien mit dem eroberten Theile von Portugall. Dem älteſten, Sancho, blieb Caſtilien, und, was ihm mehr, als ein Königreich werth war, ihm blieb Rodrigo-Cid.

Aber nicht bloß ſeinen Söhnen, auch ſeinen beiden Töchtern hatte Ferdinand unabhängige Gebiete verſichert. Die Prinzeſſin Urraka ward Gebieterin von Zamora; ihre Schweſter Elvira, von Toro. Beide, des Erbtheils froh, bezogen die feſten Burgen, die ihnen durch die väterliche Fürſorge geſichert waren, und Semene,

der das großstädtische Leben jetzt doppelt verhaßt ward, entschloß sich leicht, ihrer Mutter, die mit der Prinzeßin Urraka durch innige Freundschaft verbunden war, nach Zamora zu folgen.

Hier lebten sie in fast klösterlicher Eingezogenheit, und der Ruf der öffentlichen Angelegenheiten erreichte selten ihr Ohr.

Den jungen König Sancho hatte indeß die abermalige Theilung des Reichs um so mehr erbittert, da er aus manchen Äusserungen des Vaters die sichere Hoffnung geschöpfet hatte, daß er, als Erstgeborner, die alleinige Nachfolge in den väterlichen Reichen erlangen würde. Sancho war bei des Vaters Tode abwesend gewesen, und nun wähnte er, die anwesenden Geschwister hätten des Sterbenden Schwäche zu seinem Nachtheile gemißbrauchet. Auch Rodrigo's war die Trennung der Provinzen, welche

durch ſeine Tapferkeit größtentheils erobert waren, ſchmerzhaft; denn nie, wußte er, könne die Chriſtenmacht den Mauren dauernd widerſtehen, wenn die chriſtlichen Reiche durch ſtete Theilungen geſchwächt würden.

Dies hatte nicht nur er Ferdinanden oft wiederholt; es war die vereinte Stimme der Großen geweſen, wenn ſie bei Rathsverſammlungen den König umringten.

Aller Erwartung war nun durch des Königs letzten Willen getäuſcht. — Die Folge war Mißtrauen unter den Geſchwiſtern, ein Mißtrauen, das bald in Fehde und offenen Krieg ausbrach. Alfonſo erlag zuerſt. Er ward in einem blutigen Treffen bei Volpellani von Rodrigo aufs Haupt geſchlagen, vor dem Altar eines Gotteshauſes, in das er geflohen war, gefangen genommen, und auf das Caſtell nach Burgos geführt.

Als

Als die Nachricht von dieſem Treffen nach Zamora erſcholl, machte ſich die erſchütterte Prinzeſſin Urraka auf, und eilte in's Lager. Alfonſo war ihr wegen ſeines ſanften Charakters vor ihren andern Brüdern lieb, und ſie kannte die Heftigkeit des ältern Bruders Sancho. Durch ihre dringende Verwendung ward es vermittelt, daß Alfonſo der, ſeinem Leben ſo gefährlichen, Haft entlaſſen und ihm der Aufenthalt in dem Kloſter Sahagun am Ufer des Fluſſes Cea verſtattet wurde. Aber er mußte vorher ſeiner Krone entſagen und ſelbſt auf immer ſich dem Mönchthum widmen.

Durch Alfonſo's Niederlage und Gefangenſchaft fiel deſſen Reich an Sancho. Aber nicht nur Leon und Oviedo vereinigte Sancho ſo mit Caſtilien. Er verjagte auch ſeinen Bruder Garcia aus Gallizien und Portugall. Dieſer Sieg ward ihm um ſo

leichter, da Garcia ſich durch Grauſamkeit bei ſeinen Unterthanen verhaßt gemacht hatte. Der geſchlagene Garcia flüchtete zu dem mächtigſten der mauriſchen Fürſten, dem Könige von Sevilla, Muhamed Ben Adad, der ihn theilnehmend empfing.

Durch dieſe gute Aufnahme ermuthiget, vielleicht durch der Schweſter Urraka heimliche Eingebungen bewogen, glaubte auch Alfonſo ſein erzwungenes Gelübde brechen zu dürfen. Er legte ſeine Mönchskleider ab, entfloh aus ſeiner Clauſe, und ſuchte Schutz bei dem Freunde ſeines Vaters, dem Mauriſchen Könige Almammum zu Toledo. Sein kluges, gefälliges Betragen, ſeine edle Geſtalt, und mehr noch, ſein Unglück nahmen den Mauren für ihn ein. Alfonſo ward mit aller, ſeinem Stande gebührenden, Achtung aufgenommen, erhielt eine Wohnung neben der königlichen Burg, und

nicht selten zog ihn Almammum in Reichsangelegenheiten zu Rathe.

König Sancho ergrimmte über diesen Bruch des ihm gegebenen Wortes und schwor Alfonso'n und seinen Mithelfern Rache. Seine Schwester Urraka, deren Unabhängigkeit ihm längst anstößig geworden war, sollte das erste Opfer seyn.

»Auf ihre Fürbitte,« so zürnte Sancho, »entließ ich Alfonso'n aus meiner Burg; auf ihre Versicherung, daß er nie Bundbrüchig werde, vergönnte ich ihm den Aufenthalt im Kloster; und nun ist sie es, die den Undankbaren ermuntert, sein heiliges, Gott und mir gethanes, Gelübde zu brechen, zu dem Feinde des christlichen Namens überzugehn, und ihn gar durch seinen Rathschlag zu stärken!«

Rodrigo führte ungern das Heer auch gegen die Feste Zamora. Es war die

Schweſter ſeines Königs, die er bekriegte; Urraka's Schuld war ungewiß, und in der Burg fanden ſich Semene und deren Mutter. Auch ſchien das Unternehmen nicht leicht. Die Feſte wurde mit Recht für eine der ſtärkſten im Reiche gehalten, und ihr Vertheidiger war Don Arias Gonſale, ein durch ſeine große Fähigkeiten in Kriegs- und Friedenskünſten berühmter Mann. Er hatte lange das ſeiner Gebieterin drohende Ungewitter vorausgeſehen, und ſich zu einer kräftigen Gegenwehr gerüſtet. Sancho, der ſelbſt bei dem Belagerungsheer gegenwärtig war, fand den bedachteſten und entſchloſſenſten Widerſtand.

Urraka hatte die Gräfin Gormas umſonſt die Burg zu verlaſſen, gebeten. Antonia beſtand darauf, das Schickſal der Prinzeſſin zu theilen. Sie entſchloß ſich um ſo mehr dazu, da ſie ihre Tochter in Sicher-

heit wußte. Semene hatte gerade, da Zamora berennt wurde, Urraka's Schweſter, die Prinzeſſin Elvira, zu Toro beſuchet, und nun war die Rückkehr in die Burg ihr unmöglich geworden.

Sancho umringte Zamora mit dem Kern ſeiner Truppen.

Der Bote, welcher die Burg zur Übergabe aufforderte, brachte die Nachricht, daß nicht Don Arias allein, daß auch alle Bürger geſchworen hätten, eher zu ſterben, als ihre Fürſtin der Bruderrache Preis zu geben. Zamoras Vertheidigung war ganz dieſem Schwure gemäß. Alle Stürme des ungeduldigen Caſtiliers wurden mit großem Muthe abgeſchlagen, und Sancho erkannte, daß nur der Hunger ihm die Feſte in die Hände liefern könne. Nun ward den Belagerten alle Zufuhr aufs ſorgfältigſte verſperrt; der Mangel ſtellte ſich allmälig in

der Feſte ein, und man begann von gütlichen Unterhandlungen zu reden. Da erhob ſich ein Krieger, ſein Name Bellides. »Schweigt von Unterhandlungen,« ſprach er; »haltet ihr ſo Euren Schwur, Ihr Bürger? Ich will ihn halten; will Euch retten, oder ſterben.«

In der Nacht begab er ſich als Überläufer in das feindliche Lager. Er ward vor dem König geführt. »Was bewog Dich zur Flucht?« fragte ihn Sancho.

»Was mich trieb,« war Bellides Antwort,« was mich trieb, verkündet mein Geſicht. Den Hungertod zu ſterben mit den übrigen, dazu fand ich mich nicht verpflichtet. Ich hielt es für Thorheit, mich länger einem ſo mächtigen Könige zu widerſetzen: ich rieth zur Übergabe. Aber die Tollen droheten, mich zu erwürgen, und ich verbarg mich nur mit Mühe vor ihrer

Wuth, bis die Nacht meine Flucht begünstigte; wohl mir, daß ich diese Freistadt erreichte!«

»Aber,« so fragte ihn der König,« ist keine Hoffnung, daß die Bürger von ihrem Wahnsinn genesen? Es ist schrecklich, über die Leichname Verhungerter in die Burg einzuziehen; und Urraka ist meine Schwester.«

Bellides zuckte die Achseln. Indeß gewann er täglich mehr des Königs Vertrauen, und so gelangte er bald zu dem Ziele, welches er sich vorgesetzet hatte. Eines Tages sprach er mit der wichtigsten Miene besiegter, innerer Unschlüssigkeit zum Könige. »Die Burg zu verlassen, dazu berechtigte mich die Pflicht, mein Leben zu erhalten; aber lange habe ich angestanden, ob es mit meinem, der Prinzessin geschwornen, Eid bestehe, Dir die Einnahme der

Burg zu erleichtern. Jetzt hab' ich entschieden: es ist, mein' ich, Pflicht, die Bethörten zu rekten, und meine Gebieterin, die sich selbst nicht entschließen kann und darf, zu befreien. Die Burg soll durch Überrumpelung ohne Blutvergießen Dein seyn; folge mir, König! Ich zeige Dir ein Nebenthor, das die Belagerten durch unbegreifliche Nachläßigkeit völlig versäumten, ein Thor, das schnell mitten in die Stadt führt.«

Der hocherfreute Sancho konnte die Zeit nicht erwarten, diesen unbewachten Zugang zu erforschen. Damit eine so wichtige Entdeckung sicher ein Geheimniß bleibe, begab er sich in der Dämmerung ohne Zeugen mit Bellides dahin. Dieser Augenblick war es, den Bellides durch seine List herbeizuführen getrachtet hatte. Er nahm die Gelegenheit wahr, und durchstieß den trauenden König verrätherisch mit seinem Wurf-

ſpieß; dann ſchwang er ſich aufs Pferd, und erreichte glücklich die Stadt.

Die nahen Caſtilier ſahen und erkannten den Fliehenden, ſie fanden ihren König in ſeinem Blute. — Verrath! Verrath! ſo ſcholl es ſchrecklich durch das Lager. Tod dem Mörder unſeres Königs! Stürmt das Neſt, und keiner entrinne unſerm Schwerte!

Die Wuth vereinte die Entſchloſſenern, beſchleunigte den Angriff, ſtärkte jeden Arm; jeglicher wetteiferte, der Erſte auf der Sturmleiter zu ſeyn.

Nicht der Stürmenden Eifer entflammen, ihn mäßigen mußten die Anführer.

Schrecklich war der Zuſtand in der belagerten Feſte. Faſt zugleich mit der Kunde von des Königs Tode erſcholl der Waffenklang aus dem feindlichen Lager, nahten ſich die Sturmleitern, ſpieen die Belagerungswerkzeuge ihr tödliches Geſchoß. Be-

ſtürzung ergriff die von Hunger Ermatteten, und ſelbſt den Don Arias verließ auf einen Augenblick ſeine Geiſtes Gegenwart.

»So habe ich denn meinen Bruder gemordet, ohne einſt meine Treuen zu retten!« rief Urraka in Verzweiflung. — »Aber auch ich allein will büßen. Ich will den Stürmern entgegen eilen, will ihnen meine Bruſt bieten, damit ſie ihre Rache kühlen in meinem Blute.«

Umſonſt hielt Antonia ſie zurück.

»So laß mich wenigſtens Dich begleiten,« ſprach ſie endlich zu der Prinzeſſin; und nun eilten ſie vereint dem Orte zu, wo die größte Gefahr drohete.

Der Ungeſtüm der Belagerer hatte geſiegt; die Belagerten wichen, und es ergoß ſich ein Strom der Feinde der Prinzeſſin und ihrer Freundin entgegen. »Ich bin, die ihr ſucht!« rief Urraka den Stürmenden

zu. Mit dem Worte sank sie, von einem Wurfspieße getroffen, zur Erde.

In dem Augenblicke drangen zwei Ritter durch die Menge Es war Rodrigo und sein Waffenbruder Alvaro. Dieser ergriff die sinkende Urraka, jener Donna Antonia, und schnell wurden beide durch Waffen und Tod in die nächste Wohnung in Sicherheit gebracht. Dann eilten die Krieger zurück zu den Ihren, und ihr Ansehn hemmte bald der Stürmenden Wuth. Die Bürger Zamora's wurden gerettet.

Urraka's Wunde war nicht tödtlich. Sie schlug bald ihre Augen auf und fand sich in ihrer Freundin Arm. Von ihr vernahm sie ihre Rettung; »Und wer,« so fuhr Antonia fort, »wer meinest Du, hat mich dem Tode entrissen? — Der Mörder meines Gemahls! — Noch nie kam, seit Gormas fiel, der Name Rodrigo über meine

Lippen. Nun nenne ich Rodrigo! Denn ihm danke ich, daß ich lebe; ja, ich danke es ihm, weil auch Du lebeſt.«

Der Ruf, daß König Sancho fiel, erreichte mit Blitzesſchnelle Toledo. Er war unbeerbt und Alfonſo ſäumte nicht, als Erbe der Krone in Zamora zu erſcheinen. Urraka empfing ihren geliebten Bruder mit Zärtlichkeit und ſtellte ihn dem Heere als König der Caſtilier vor. Alfonſo ſchwor auf Rodrigo's Schwert, daß er unſchuldig ſey am Tode ſeines Bruders, und Rodrigo rief: »Es lebe König Alfonſo!« Das ganze Heer rief es ihm nach. Alfonſo umarmte im Angeſichte des Heeres den edlen Rodrigo, und Hoffnung froherer Zukunft erfüllte Aller Buſen.

»Und womit ſoll denn ich Dir lohnen?« ſagte nach dem feſtlichen Mahle die Prinzeſſin Urraka zu Rodrigo'n. »Ach, ich ver-

mag es nicht; ich bin zu arm dazu. Aber ich habe eine Freundin! Wohl mir! Wohl ihr, daß sie es vermag!«

Indem sie es sagte, öffnete sich die Thüre des nahen Gemachs. Zwei Frauenzimmer traten ein. Es war Donna Antonia, und — ihre Tochter.

»Rodrigo!« so fuhr die Infantin fort, »ich will reden, da dort die Empfindung nicht Worte findet. — Gesühnet ist des Vaters Tod durch der Mutter Leben. Dir, Rodrigo, Dir verdankt die gute Tochter dies theure Leben. Rodrigo-Cid! Du verdienst Semenens Hand!«

Sie sprachs. Stille Freude durchbebte die ganze Versammlung.

Semene sank in die Arme ihres Geliebten.

der Feſte ein, und man begann von gütlichen Unterhandlungen zu reden. Da erhob ſich ein Krieger, ſein Name Bellides. »Schweigt von Unterhandlungen,« ſprach er; »haltet ihr ſo Euren Schwur, Ihr Bürger? Ich will ihn halten; will Euch retten, oder ſterben.«

In der Nacht begab er ſich als Überläufer in das feindliche Lager. Er ward vor dem König geführt. »Was bewog Dich zur Flucht?« fragte ihn Sancho.

»Was mich trieb,« war Bellides Antwort,« was mich trieb, verkündet mein Geſicht. Den Hungertod zu ſterben mit den übrigen, dazu fand ich mich nicht verpflichtet. Ich hielt es für Thorheit, mich länger einem ſo mächtigen Könige zu widerſetzen: ich rieth zur Übergabe. Aber die Tollen droheten, mich zu erwürgen, und ich verbarg mich nur mit Mühe vor ihrer

Wuth, bis die Nacht meine Flucht begünstigte; wohl mir, daß ich diese Freistadt erreichte!«

»Aber,« so fragte ihn der König,« ist keine Hoffnung, daß die Bürger von ihrem Wahnsinn genesen? Es ist schrecklich, über die Leichname Verhungerter in die Burg einzuziehen; und Urraka ist meine Schwester.«

Bellides zuckte die Achseln. Indeß gewann er täglich mehr des Königs Vertrauen, und so gelangte er bald zu dem Ziele, welches er sich vorgesetzet hatte. Eines Tages sprach er mit der wichtigsten Miene besiegter, innerer Unschlüssigkeit zum Könige. »Die Burg zu verlassen, dazu berechtigte mich die Pflicht, mein Leben zu erhalten; aber lange habe ich angestanden, ob es mit meinem, der Prinzessin geschwornen, Eid bestehe, Dir die Einnahme der

Burg zu erleichtern. Jetzt hab' ich entschieden: es ist, mein' ich, Pflicht, die Bethörten zu retten, und meine Gebieterin, die sich selbst nicht entschließen kann und darf, zu befreien. Die Burg soll durch Überrumpelung ohne Blutvergießen Dein seyn; folge mir, König! Ich zeige Dir ein Nebenthor, das die Belagerten durch unbegreifliche Nachläßigkeit völlig versäumten, ein Thor, das schnell mitten in die Stadt führt.«

Der hocherfreute Sancho konnte die Zeit nicht erwarten, diesen unbewachten Zugang zu erforschen. Damit eine so wichtige Entdeckung sicher ein Geheimniß bleibe, begab er sich in der Dämmerung ohne Zeugen mit Bellides dahin. Dieser Augenblick war es, den Bellides durch seine List herbeizuführen getrachtet hatte. Er nahm die Gelegenheit wahr, und durchstieß den trauenden König verrätherisch mit seinem Wurf-

ſpieß; dann ſchwang er ſich aufs Pferd, und erreichte glücklich die Stadt.

Die nahen Caſtilier ſahen und erkannten den Fliehenden, ſie fanden ihren König in ſeinem Blute. — Verrath! Verrath! ſo ſcholl es ſchrecklich durch das Lager. Tod dem Mörder unſeres Königs! Stürmt das Neſt, und keiner entrinne unſerm Schwerte!

Die Wuth vereinte die Entſchloſſenern, beſchleunigte den Angriff, ſtärkte jeden Arm; jeglicher wetteiferte, der Erſte auf der Sturmleiter zu ſeyn.

Nicht der Stürmenden Eifer entflammen, ihn mäßigen mußten die Anführer.

Schrecklich war der Zuſtand in der belagerten Feſte. Faſt zugleich mit der Kunde von des Königs Tode erſcholl der Waffenklang aus dem feindlichen Lager, nahten ſich die Sturmleitern, ſpieen die Belagerungswerkzeuge ihr tödliches Geſchoß. Be-

ſtürzung ergriff die von Hunger Ermatteten, und ſelbſt den Don Arias verließ auf einen Augenblick ſeine Geiſtes Gegenwart.

»So habe ich denn meinen Bruder gemordet, ohne einſt meine Treuen zu retten!« rief Urraka in Verzweiflung. — »Aber auch ich allein will büßen. Ich will den Stürmern entgegen eilen, will ihnen meine Bruſt bieten, damit ſie ihre Rache kühlen in meinem Blute.«

Umſonſt hielt Antonia ſie zurück.

»So laß mich wenigſtens Dich begleiten,« ſprach ſie endlich zu der Prinzeſſin; und nun eilten ſie vereint dem Orte zu, wo die größte Gefahr drohete.

Der Ungeſtüm der Belagerer hatte geſiegt; die Belagerten wichen, und es ergoß ſich ein Strom der Feinde der Prinzeſſin und ihrer Freundin entgegen. »Ich bin, die ihr ſucht!« rief Urraka den Stürmenden

zu. Mit dem Worte sank sie, von einem Wurfspieße getroffen, zur Erde.

In dem Augenblicke drangen zwei Ritter durch die Menge Es war Rodrigo und sein Waffenbruder Alvaro. Dieser ergriff die sinkende Urraka, jener Donna Antonia, und schnell wurden beide durch Waffen und Tod in die nächste Wohnung in Sicherheit gebracht. Dann eilten die Krieger zurück zu den Ihren, und ihr Ansehn hemmte bald der Stürmenden Wuth. Die Bürger Zamora's wurden gerettet.

Urraka's Wunde war nicht tödtlich. Sie schlug bald ihre Augen auf und fand sich in ihrer Freundin Arm. Von ihr vernahm sie ihre Rettung; »Und wer,« so fuhr Antonia fort, »wer meinest Du, hat mich dem Tode entrissen? — Der Mörder meines Gemahls! — Noch nie kam, seit Gormas fiel, der Name Rodrigo über meine

Lippen. Nun nenne ich Rodrigo! Denn ihm danke ich, daß ich lebe; ja, ich danke es ihm, weil auch Du lebeſt.«

Der Ruf, daß König Sancho fiel, erreichte mit Blitzesſchnelle Toledo. Er war unbeerbt und Alfonſo ſäumte nicht, als Erbe der Krone in Zamora zu erſcheinen. Urraka empfing ihren geliebten Bruder mit Zärtlichkeit und ſtellte ihn dem Heere als König der Caſtilier vor. Alfonſo ſchwor auf Rodrigo's Schwert, daß er unſchuldig ſey am Tode ſeines Bruders, und Rodrigo rief: »Es lebe König Alfonſo!« Das ganze Heer rief es ihm nach. Alfonſo umarmte im Angeſichte des Heeres den edlen Rodrigo, und Hoffnung froherer Zukunft erfüllte Aller Buſen.

»Und womit ſoll denn ich Dir lohnen?« ſagte nach dem feſtlichen Mahle die Prinzeſſin Urraka zu Rodrigo'n. »Ach, ich ver-

mag es nicht; ich bin zu arm dazu. Aber ich habe eine Freundin! Wohl mir! Wohl ihr, daß sie es vermag!«

Indem sie es sagte, öffnete sich die Thüre des nahen Gemachs. Zwei Frauenzimmer traten ein. Es war Donna Antonia, und — ihre Tochter.

»Rodrigo!« so fuhr die Infantin fort, »ich will reden, da dort die Empfindung nicht Worte findet. — Gesühnet ist des Vaters Tod durch der Mutter Leben. Dir, Rodrigo, Dir verdankt die gute Tochter dies theure Leben. Rodrigo-Cid! Du verdienst Semenens Hand!«

Sie sprachs. Stille Freude durchbebte die ganze Versammlung.

Semene sank in die Arme ihres Geliebten.

X.

Roderich.

Ich war in dem alten Toledo, und bald winkten mir von ihrer Höhe die merkwürdigen Trümmer des königlichen Schlosses Alcazar. Wenige bemooſete Mauern, ein Stück der Haupttreppe und einige Marmorſäulen entronnen der zerſtörenden Zeit. In einem halben Jahrhunderte wird man nur noch die Stätte zeigen, wo einſt dies prächtige Denkmaal des Mächtigſten der Spaniſchen Herrſcher*) ſich erhob. Von dem großen Platze vor dem Palaſte hat man eine weite Ausſicht auf die Gegend umher. In jäher Tiefe fließt am Fuße des Berges

*) Carl V.

der Tago, und breitet ſich aus über das felſigte Land. Man ſieht die Bogen der ſchönen Brücke von Alcantara, und hört das Rauſchen des Fluſſes, der ſchäumend die Bogen durchdringet. Den Blick, der von Trümmern ausging, begränzen jenſeits wieder die Ruinen einer Burgfeſte.

»Es iſt das Caſtel des heiligen Cervantes,« ſagte mein Führer, als mein fragender Blick darauf weilte. »Der Schutt deckt fürchterliche Dinge, die ich nicht ſehen möchte. Er deckt den Eingang zu der Felſenhöhle, welche dem Forſchenden die Zukunft enthüllet. Aber keiner wagt es, einzudringen, am wenigſten in Zeiten der Gefahr. König Roderich, von den Mauren bedroht, drang ein, und er war der letzte Gothenkönig, der über Spanien herrſchte.«

Gedankenvoll verließ ich die Höhe, ſchloß mich in das Gewölbe der nächſten Kloſter-

bibliothek ein, und las die Blätter des Mariana, worin er, nach den vorhandenen Sagen, mit der Beredsamkeit eines Livius den Umsturz des Gothischen Reichs erzählt.

»Zwei Nationen ergossen sich zu Anfang des Mittelalters unwiderstehlich über die damals bekannte Erde, von Norden die Deutschen, von Süden die Araber. Der deutsche Volksstamm der Gothen drang siegreich bis in Spanien, und gründete dort ein mächtiges Reich. Die Araber strömten Afrika hinab und besiegten nach langem Widerstande das Volk der Mauren. Bei den Säulen des Herkules stießen die beiden erobernden Nationen auf einander, und lange schied sie die Meerenge von Gades.

Ein Zwiespalt unter den Spanischen Gothen bahnte den Maurischen Arabern einen Weg über die Enge.

Der Gothische König Witiza war gestorben,

ben, unbedauert, da bei ſeinem Grabe ſich Aller Stimmen vereinten: er war ein Tyrann! Witiza hatte zwei Söhne hinterlaſſen und eine Schweſter, die mit dem Grafen Julian vermählt war. Sie alle wurden bei der neuen Königswahl übergangen, und Roderich, der Herzog von Cordova, erhielt die Krone. Sein Vater war ein Schlachtopfer der Tyranney des vorigen Königs geworden. Des Tyrannen Söhne, Roderichs Rache fürchtend, flohen daher über's Meer zu ihrem Oheim Julian, der gerade in wichtigen Angelegenheiten zu den Mauren geſandt war. Hier ſchmiedeten ſie Anſchläge gegen den König Roderich, der, obgleich geſetzmäßig vom Volke erwählt, doch ihnen als ein Räuber ihres Rechts erſchien. Lange ſträubte Julian ſich gegen die Theilnahme an ihren verrätheriſchen Absichten, als er durch eine

Beleidigung, die ihm selbst widerfuhr, dazu hingerissen wurde.

Julians Tochter, Cava, war eine der Gesellschafterinnen der Gemahlin des Königs Roderich. Von ihrer Schönheit besiegt, buhlte der König um ihre Gunst, und ward, da sie seinen Anträgen widerstand, der Tarquin dieser Lucretia. In ihrem Schmerze schrieb sie an ihren Vater, und rief ihn zur Rache gegen den Schänder ihrer Ehre auf. Der tief gekränkte Julian vergaß jetzt die unerläßliche höhere Pflicht gegen sein Vaterland, und gab den Anschlägen der Söhne Witiza's Gehör. Doch verbarg er seinen Groll, bis er seine unglückliche Tochter den Händen Roderichs entrissen hatte. Unter dem Vorgeben, daß er seine Cava zur Pflege ihrer kranken Mutter nicht entbehren könne, entlockte er sie aus dem schimpflichen Geleite der Köni-

gin, und nun trat er mit den Mauren in Bund gegen sein Vaterland.

»Der Augenblick ist gekommen,« so sprach er zu dem Arabischen Heerführer Musa, »der Augenblick, der Euch den Eingang in Europa öffnet, in das schöne Land, das bisher Euch verschlossen war. Siehe an die Söhne Witiza's, wie sie, ihres Reiches beraubt, in der Fremde umherirren! Erbarme Dich ihrer, und führe sie siegreich zurück in ihr Vaterland! Die Du zu bekämpfen hast, sind nicht mehr die Gothen, welche einst sich unwiderstehlich aus dem rauhen Norden ergossen. Durch üppigen Genuß des Spanischen Überflusses und durch innere Zwietracht geschwächt, werden sie Dir eine leichte Beute seyn, und das Altgothische Königsgeschlecht dankt Dir seine Herstellung.«

Musa traute langsam dem Verrathe.

Als er aber bei einer erſten Landung in Spanien Julians und der Seinen thätige Unterſtützung gewahrte, ſo faßte er Muth, und entſchloß ſich zu einem zweiten Überzuge.

Roderich rüſtete ſich ſeinerſeits zu kräftigem Widerſtande. Eine allgemein verbreitete Sage, daß der Fall Spaniens nahe ſey, ſchwächte zwar den Gothiſchen Muth; doch tröſtete man ſich noch mit der Zauberhöhle zu Toledo. So lange die noch nicht geöffnet ſey, hieß es, würde das Gothenreich unüberwindlich bleiben.

Roderich verlachte dieſe Volksſage. Die Zauberhöhle, ſo dachte er, enthält Reichthümer, die meine Vorweſer aus Vorſicht hier ſammelten. War je ein Augenblick vorhanden, der den Schatz zu heben berechtigte, ſo erſchien er jetzt.

Wie ſehr auch des Königs Vertraute

und alle Stände des Reichs die Volkssage zu ehren riethen, Roderich blieb unbeweglich. Denn was die Könige wollen, sagt Mariana, das wollen sie heftig, und heftiger noch nach dem Widerspruch.*)

Die eisernen Hügel der unterirdischen Höhle wurden gesprenget, und prasselnd thaten sich die nie geöffneten kupfernen Pforten auf. Begierig folgte Roderich dem vor ihm her sich verbreitenden Fackelscheine. Aber nirgend glänzten ihm Goldhaufen entgegen, die er erwartete. Endlich entdeckte er am Ende des Gewölbes einen Kasten, über den eine Leinwand gebreitet war. Als er sie entfaltete, fand er ein Gemälde. Männer mit fremden Gesichtern und wilden

*) Ut sunt vehementes et invictate in eo quod semel proposuerunt Regum voluntates.

Geberden schienen ihm zu drohen, und unten las er in Runenschrift die Worte;

Das Volk, das hier Dir droht,
Bringt Untergang dem Reiche,
Und Dir den Tod!

Roderich hatte kaum noch Kraft, einen zweiten Blick auf das Gemälde zu werfen; aber auch die flüchtige Ansicht der Kleidung und Mienen der Männer ließ ihm keinen Zweifel übrig, daß es die Mauren seyen, die ihm so furchtbar seyn sollten.

Bebend wankte er aus der Höhle zurück. Doch hatte er Gewalt genug über sich, vor dem Volke seine Furcht zu unterdrücken, und unabläßig die angefangenen Rüstungen fortzusetzen. Wirklich ging er mit einem Heere von hunderttausend Mann dem Mauriſchen Heerführer entgegen.

Tarik, so hieß dieser, war bei der Höhe gelandet, die bisjetzt nach ihm der Berg

Tarieks (Gibraltar*) genannt wird. Die Verſchanzungen ſeines Lagers bildeten das erſte Auſſenwerk der Feſte, die in den Händen der Britten bisjetzt der vereinten Macht der Bourbone widerſtand. Jetzt war Tarik bis zur Stadt Yeres, in der Nähe von Cadix, vorgedrungen. Hier fand er das Gothiſche Heer, und das Schickſal des Reiches war entſchieden. Der Strom des Guadalete, der in den Meerbuſen fällt, ſchied noch die beiden Heere, welche von ihren Anführern durch kräftigen Zuſpruch ermuntert wurden. Den Mauren flößte eine ununterbrochene Reihe von Siegen und die Hoffnung der Beute Vertrauen ein. Unter den Gothen herrſchte traurige Stille, und eine Ahndung unglücklichen Erfolgs erfüllte Aller Buſen. Sichtbar ward beſonders der König von

*) Gebel al Tarik.

ſchlafloſem Kummer verzehret. Doch befeuerte ihn, wie die Seinen, der Gedanke, daß ſie für Vaterland föchten und Freiheit, für Weib und Kind, für die Religion ihrer Väter.

Sieben Tage lang währte ſchon der ſchreckliche Kampf, und erſt der achte Tag brachte Entſcheidung. Roderich fuhr, nach der Sitte der Gothiſchen Könige, in goldgeſticktem Kleide auf einem Wagen von Elfenbein durch die Reihen, und ermunterte ſeine Kampfgenoſſen. Schon lenkte ſich der Sieg auf die Seite der Gothen, als durch den Verrath des Grafen Julian ein großer Theil des Gothiſchen Heeres zu den Mauren überging. Allgemeines Mißtrauen erfüllte jetzt das Spaniſche Heer und ſchwächte den Muth der Treuen. Umſonſt ſuchte Roderich ſie von neuem zu ermuthigen. Er ward in die allgemeine Flucht mit forge-

riſſen. Um ſich zu retten, ſprang er vom Wagen und das ſchnellſte ſeiner Roſſe, Oretia, ertrug ihn dem Getümmel. Mehrere Tage verliefen, und man entdeckte keine Spur, wohin er gekommen war. Endlich fand man am Ufer des Fluſſes das königliche Hauptdiadem, den Wappenrock und die mit Perlen geſchmückte Sporen. »Roderich fand ſeinen Tod in den Waſſern des Guadalete.« Das war aller Meinung. Aber nach zweihundert Jahren fand man in einer Kirche der Portugieſiſchen Stadt Viſeo einen Stein mit der Inſchrift:

Hier ruhet
Roderich,
der letzte
König der Gothen.*)

*) Mariana de rebus Hisp. l. lib. 6. cap. 21. sq. Gibbon XIV. S. 410. ff. der D. überſetz.

XI.

Der Nebucadnezar des Mittelalters.

Catalonien wird durch eine Kette hoher Gebirge durchſchnitten, deren ſchroffe Höhen grauſende Abgründe bilden. Am Abhang der ſteilſten Höhe von Monſerrate ward ein prächtiges Kloſter erbauet, welches mit Recht das Spaniſche Loretto genannt wird. Die Fabel ſeiner Entſtehung iſt nicht weniger wunderbar, als die von casa santa zu Loretto. Aber die Spaniſche Legende iſt ungleich lehrreicher. Warum ſollte man ſie nicht mit eben der Religiöſität aufbewahren, als ſo manche Geſchichte aus der Jüdiſchen Fabelzeit.

In der Mitte des neunten Jahrhunderts

hatte Catalonien seine eigne Regenten, die es unter dem Titel von Grafen beherrschten. Bernhard war einer dieser Grafen. Er hatte das gefährliche Glück, Vater einer schönen Tochter zu seyn. Blanka, so hieß sie, faßte im vierzehnten Jahre ihres Alters den seltsamen Entschluß, eine Einsiedlerin zu werden. Nicht das Zureden der Eltern, nicht die Bitten des Volks, selbst nicht die Seufzer ihrer Liebhaber machten sie wankend. Blanka ließ in der wildesten Gegend des Berges Monserrate eine Hütte bauen und begab sich in die Einsamkeit. Ihre Nahrung war Eicheln, Beeren und Wasser, ihre Beschäftigung Gebet.

Nicht weit von ihrer Einsiedelei wohnte auf eben diesem Berge ein Eremit, Namens Guarino, der, obgleich noch jung, doch durch seine strenge Lebensart weit um-

her den Ruhm eines großen Heiligen erwarb.

Gemeinsame Andacht vereinte bald das heilige Paar, und die Folge der zu innigen Eintracht war, daß Blanka sich schwanger fand.

Guarino erschrack darob. Er liebte Blanka. Aber seine Eitelkeit, und die ihm drohende Gefahr, den ihn nährenden Ruf seiner Heiligkeit zu verlieren, siegte über die Leidenschaft und machte ihn zum Ungeheuer. Der Bösewicht stieß den Mordstahl in die Brust der Schönen, trug den blutenden Körper in eine Felsenhöhle, und floh zurück in seine Hütte.

Aber das Bewußtseyn der Greuelthat folgte seiner Spur, und ließ nicht Tag noch Nacht ihm Ruhe. Er wünschte sich den Tod, und konnte nicht sterben. »Nach Rom will ich wallfahrten,« dachte er end-

lich, »will dem heiligen Vater meine Miſſethat beichten. Durch ſeine Vergebung kann vielleicht der verlorne Frieden in meine Seele zurückkehren.«

Der Entſchluß ward bald zur That. Von ſeinem Dämon getrieben, durcheilte Guarino Italien, warf ſich reuevoll zu den Füßen des Statthalters Chriſti, und wagte es, ſein Verbrechen zu bekennen.

Der Papſt, von der Größe der Schuld erſchüttert, weigerte beharrlich den Ablaß. »So verdamme mich denn!« rief Guarino im tiefſten Schmerzgefühle.

Da erhob ſich mit ſtrafendem Ernſt der heilige Vater. »Guarino!« ſprach er, Du haſt die Menſchheit geſchändet, und Dich zu einem reißenden Thiere erniedrigt. Den Himmel zu ſchauen und die Sprache der Menſchen zu reden, biſt Du fortan nicht werth. Nackend ſollſt Du und ſtumm zu-

rück kriechen zu Deiner Einsiedelei, und nicht eher Dich wieder aufrichten, bis eine Stimme vom Himmel Dich dazu berechtiget.«

Bebend vernahm Guarino den schrecklichen Ausspruch, und gehorchte. Dem Thiere gleich, bewegte er im Dunkel der Nächte sich fort über die Apenninen, die Alpen und Pyrenäen, und suchte zu Fristung seines elenden Daseyns sich kümmerlichen Unterhalt. Begann es zu tagen, dann verbarg er sich in Höhlen vor dem Anblick vernünftiger Wesen. Einem Bären ähnlicher, als einem Menschen, kam der Büßende nach einer jährigen mühvollen Reise in seine Heimath zurück.

Sechs Jahre lang hatte er auch hier, wie ihm geboten war, in den Catalonischen Gebirgen umher gestreift, als eines Tages Graf Bernhard sich auf einer Jagd in eine

Einöde verirrte, wo ihn die Dämmerung beschlich. Er staunte nicht wenig, als er ein Menschenähnliches Wesen an einem Dickicht kriechen und Kräuter und Wurzeln suchen sah. Das Geschöpf war nicht wild. Er schlug es, und fromm duldete es die Schläge. Er ließ es in Ketten legen, und zahm folgte es seinem Treiber nach Barcellona. Der Graf gewöhnte sich allmälig an das seltene Wesen. Ihm ward ein Lager gepolstert, und es mußte, wenn er mit seinem Hofgesinde tafelte, zur Belustigung dienen. Kein Höfling ermangelte, wenn er satt war, dem Liebling des Herrn von seinem Überfluß großmüthig mitzutheilen, und selbst aus des Grafen Händen empfing er Brocken, die er, mit seinen Thränen benetzt, verzehren mußte.

Diese herablassende Gnade beugte den armen Guarino mehr, als alles, was er

noch in demſelben Zuſtande fanden, in welchem der Mörder ſie verlaſſen hatte. Noch lebend lag ſie da, auf den Boden geſtreckt, und Blut entquoll ihren Wunden. Man ſäumte nicht, ſie in ihre Einſiedelei zu bringen, und in kurzer Zeit ward Blanka geheilet.

Sie hatte, ſo erzählte ſie, ihre Sünde bereuet und in dem Augenblick, da ſie den Stich empfing, die Mutter des Heilandes ſo inbrünſtig angerufen, daß dieſe ſich ihrer erbarmte und ſie auf eine ſo wunderbare Weiſe erhielt.

Zur Dankbarkeit gegen ihre Erhalterin ließ ſie an dem Orte, wo Guarino ſie ermorden wollte, eine Kirche und ein Kloſter erbauen. Tauſende beten hier ſeitdem zu der lieben Frau zu Monſerrate, und der ganze Felſen wimmelt von Einſiedlern, die

ſich an Guarino's ſchrecklicher Geſchichte erbauen. Wohl oft denket mancher: würde das Schickſal mir eine Blanka zuführen, ſicher wollte ich ſie nicht morden.

XII.

Odilia.

Ich machte einſt, in Begleitung einiger Freunde, von Straßburg aus eine dreitägige Reiſe in die Gegend umher. Dreißig Jahre verliefen ſeit dem. Aber die Erinnerung an dieſe Fahrt ſtrahlt noch heute ſo lebhaft in meinem innern Sinn, als das Andenken an die Feuerſäule des Münſterthurms, den ich um die nemliche Zeit bis zum Gipfel erleuchtet ſah.

Erſt thaten wir vom Zabernſteig den großen Blick auf das Lothringer Land; dann gingen wir über Zabern nach Mauersmünſter und Molzheim, beſuchten dort die Benediktiner, hier die Karthäuſer in ihren Klöſtern, durchfuhren das angenehme Klin-

genthal, und fanden uns am dritten Tage am Fuß des Odilienberges. Nach einem stündigen Steigen erreichten wir die Ruinen des Schlosses Rathsamhausen, das (so ist die Sage) Rudolph von Habsburg einem seiner Getreuen mit der Erinnerung schenkte, rathsam zu hausen. Damit die Ermahnung ihm stets gegenwärtig bleibe, nannte der Beschenkte die Burg nach des Kaisers Wort, und der Name der Burg ward in der Folge der seine. Viele von der Familie lebten noch damals in der Gegend von Straßburg.

Von dieser schönen Trümmer der Vorzeit stiegen wir empor bis zum Kloster der heiligen Odilia, und immer weiter öffnete sich der herrliche Blick auf die paradiesische Gegend. Außer einer Saat von Dörfern, zählten wir zwölf Städte, die hier deutlich dem Auge sich zeigten. Gern weilte es auf den Trümmern der großen römischen Mauer,

die vor Alters den ganzen Berg umgeben hatte.

Endlich traten wir ein in das, der heiligen Odilia gewidmete, Prämonſtratenſer Kloſter. Der Heiligen Bild war hier zu ſchauen, von unzähligen Exvoto's umringet. Die Mönche erzählten eine ganze Iliade von Wundern, und zeigten zwei Zuber mit Thränen, die die Heilige weinte. Auch zwei Hölungen waren zu ſehn, die ihre Thränen, im Gebet vergoſſen, in die Erde drückten. Höchlich rühmte man endlich einen Quell, den wir am Abhang des Berges finden würden, Odiliens Thränenquell, welcher Blinden das Geſicht wieder gebe.

»Aber, warum weinte denn die Heilige?« fragte ich, »und warum dürfen denn, vor andern Unglücklichen, die Blinden ſich ihrer Hülfe tröſten?«

Man war ſehr bereitwillig meine Neu-

gier zu befriedigen, und so hörte ich folgende Geschichte:*)

Zu den Zeiten Hilderichs, Königs von Frankreich, lebte hier auf seiner hohen Burg der mächtige Herzog Adalrich, ein jähzorniger, gewaltsamer Herr. Er hatte das Unglück, daß seine Gemahlin Berswinda eine blinde Tochter zur Welt gebar.

»Wozu soll ich,« so dachte er, »dies Kind zu seinem Unglücke aufziehen? Besser, daß es sterbe, als lebe, und nie die Sonne sehe!«

Doch vertraute er vor der Ausführung den schrecklichen Mordentschluß der trauernden Mutter des Kindes. Die erschrockene Berswinda ließ nun nicht ab mit Flehen, bis sie ihres Herrn Sinn wandte.

---

*) S. Königshofens Elsassische Chronik von J. Schilter herausgegeben. Strasb. 1698 4. S. 515. ff.

»So mag die Blinde dann leben!« sagte endlich Adalrich; »aber das schwöre ich, nie soll, so lange ich lebe, das Kind wieder vor meine Augen kommen!«

Berswinda freute sich nur, daß sie ihrem Kinde das Leben erhielt. Ungesäumt schaffte sie dasselbe in das nahe Kloster Palma, und gab ihm eine gute Amme zur Nährerin.

In ihrer Einsamkeit flehte aber die gute Mutter mit heißen Thränen zu Gott, daß er ihrem Kinde beistehe. Der Tugendsamen frommes Gebet fand Gnade vor dem Höchsten.

Zur selbigen Zeit lebte ein heiliger Bischof in Baiernland, Sanct Erhard genannt. An diesen gelangte ein Gebot vom Himmel, daß er über den Rhein gehe nach dem Kloster Palma; da werde er ein Mägdlein, finden, blind von Geburt, die solle er taufen und Odilia nennen.

Gehorsam dem himmlischen Befehle, zog Sanct Erhard ohne Verzug über den Rhein, und fand das Mägdlein, wie ihm verkündiget war. Er taufte es, und sprach: »Odilia ist Dein himmlischer Name.«

Bei diesen Worten that das Kind die Augen auf, und sah mit einem Blicke, in dem der ganze Himmel lag, dem heiligen Wohlthäter ins Angesicht. Und wonnevoll rief der Heilige: »Liebe Tochter, gebe Gott, daß wir mit diesem Blick dereinst uns wieder schauen in ewigem Leben!«

Sanct Erhard erzählte jetzt den staunenden Nonnen den göttlichen Auftrag; und mit doppelter Zärtlichkeit pflegten von nun an die Klosterfrauen des Wunderkindes, und tränkten es mit der Milch der Gottseligkeit. Die kleine Odilia ward früh eine Heilige. Sie widmete sich mit großem Ernst allen Tugenden, verschmähte alle

Hoffahrt, und begehrte allein, dem zu dienen, der ſie ſo wunderbar erleuchtet hatte.

Der Biſchof Erhard war indeß wieder in ſeine Heimath zurückgekehret. Von hier aus meldete er dem Vater Odiliens alles, was geſchehen war, und bat ihn, daß er das unſchuldige Kind wieder in ſeine Gnade aufnehmen möge. Aber der Biſchof erhielt keine Antwort.

Odilia wandte ſich nun ſelbſt an ihren einzigen Bruder Adelbert, und flehte ihn in einem Schreiben, daß er ihr Gnade erwürbe bei ihrem Vater, damit ſie einmal mit Freuden ihren Blick zu ihrem Erzeuger aufſchlagen könne.

Als der Bruder den Brief der Schweſter empfing, trat er vor dem Vater und ſprach: »Vater! ich flehe, daß Du Deines Sohnes Bitte erhören wolleſt.« Da antwortete der Vater: »Bitteſt Du unziemlich Ding,

so ist es unbillig, daß ich Dich erhöre.« Aber der Sohn erwiederte: »Nein, Vater, es ist eine gar ziemliche Bitte; nichts anders begehre ich, als daß Deine Tochter, meine Schwester, die lang im Elend ohne Trost blieb, wieder in Deine Huld aufgenommen werde, und Deine gnädige Gegenwart genieße!«

Aber der Vater, seines Schwurs eingedenk, runzelte die Stirne und hieß ihn schweigen. Der gute Jüngling ward durch die erste Versagung nicht abgeschreckt. Von brüderlichem Mitleid getrieben, ließ er eines Tages heimlich einen Wagen bereiten, und Odilia nach der väterlichen Burg holen.

Der Herzog saß, von edlen Rittern umringt, auf der hohen Burg, und die zahllos kreisenden Humpen Weines hatten die Köpfe erhitzet. Da erblickte er einen zierlichen Wagen den Berg herauf fahren.

»Kennt Jemand den Wagen?« fragte er.

»Vater, ich kenne ihn, Deine Tochter Odilia iſt es!« antwortete ſchnell der Sohn.

Aber der Vater fuhr auf! »Wer iſt der Frevler, der es wagen durfte, ſie ohne mein Geheiß zu berufen?«

Was ſollte der erſchrockne Sohn anfangen? Daß er die Ankunft veranſtaltet habe, konnte nicht verſchwiegen bleiben. »Zürne nicht, Vater!« ſprach er. »Ich Armer berief ſie. Ich ertrug es nicht, daß meine einzige Schweſter ſchuldlos fern von uns in Armuth lebe. Habe Mitleid mit ihr, wie mit mir!«

Aber den Vater übernahm der Zorn. Er hob ſeinen Stab auf, und ſchlug den Jüngling. Verwundet entwich er; Odilia mußte zurückkehren.

Der gute Adelbert härmte ſich dergeſtalt ob des Vorgangs, daß er erkrankte und ſtarb.

Nun kam zu spät die Reue über den Vater, der sich selbst seiner Kinder beraubt hatte. Er baute bei seiner Burg ein Kloster und büßete durch Fasten und Beten seine Sünde. Vor seinem Ende sah er von ohngefähr in einem nahen Kloster seine Tochter, wie sie einer armen Kranken Speise brachte. Ihr Anblick hatte ihn tief gerührt, und nun schenkte er sein neuerbautes Kloster und alle sein Gut dieser verstoßenen Tochter, mit dem Begehr, daß sie mit ihren Klosterfrauen für sein Seelenheil bete.

Treulich befolgte die leicht versöhnte Odilia des Vaters Auftrag. Sie sammelte hundert und dreißig gottselige Jungfrauen, und diente Gott mit ihnen ihr Lebenlang. Ihre Genossinnen versah sie mit allem, was geistlich und leiblich ihnen frommen konnte. Sie selber aber aß nur Gerstenbrod. Eine Bärenhaut war ihr Bette, und ihr Kissen

ein harter Stein. Ein ewiger Thränenstrom entfloß ihren Augen zur Sühne der väterlichen Missethat. Zum Zeichen, daß Gott ihr Gebet erhöre, erhielten Odiliens vergossene Thränen Wunderkraft. Blinde wallfahrteten zu dem Heiligthume der Blindgebornen, wuschen die kranken Augen mit ihren Thränen, und Gläubige genasen. Odilia gab dem Berge den Namen bis auf den heutigen Tag.

Dies ungefähr war es, was ein Mönch mir erzählte.

Damit, wenn einst die Thränen versiegten, der Blinden Glaube nicht hülflos bleibe, entsprang nach der Weinenden Tode am Abhang des Berges ein Quell von gleicher Wunderkraft. Wir fanden ihn beim Herabgehen, und stärkten durch sein Kristallwasser unsre Augen gegen künftige Blindheit.

Ungleich beschwerlicher, als der Hinauf-

gang, war dieser Niedergang, da der schroffe, rauhe Fels keinen sichern Tritt erlaubte. In schwarzen, graunvollen Bergklüften sahn wir hier und da Einsiedeleien und andächtig Betende. Auch begegneten uns mehrere Pilger mit Stäben und Bettelsäcken und mit entblößten Füßen. Um sich baß zu kasteien, wählten die Bethörten, suchten die rauhesten Wege und färbten, unter kläglichem Geheul und Gesang, mit ihrem Blute den Felsensteig.

XIII.

Graf Huno von Oldenburg, und ſein Sohn.

Graf Huno von Oldenburg (ſo erzählt die Legende) führte mit ſeiner Gattin Guilla, aus dem Hauſe Raſtedt, ein gottſeliges Leben. Aber eine große Prüfung ward über ſie verhänget.

Der Kaiſer Heinrich III. hatte einen Reichstag nach Goslar ausgeſchrieben, zu welchem alle Fürſten, Grafen und Barone Deutſchlands geladen waren. Graf Huno, der ſich durch ſein Alter entſchuldiget achtete, erſchien nicht.

Gleich waren ſeine Feinde, die nach ſeiner Herrſchaft trachteten, rege, und der Greis

ward

ward als ein Aufrührer angeklagt. Eine neue Ladung erging an ihn, und der Befehl war angehängt, »er solle einen starken Kämpfer mitbringen, der mit des Kaisers Kämpfer nach Friesenart streite.«

Im Vertrauen auf Gott, trat jetzt der alte Huno die Reise an; und ihn begleitete sein Sohn Friedrich.

Friedrich war ein junger, rüstiger Mann. Voll Muthes stellte er sich als den geforderten Kämpfer dar, welcher durch das Schwert seines Vaters Unschuld erproben sollte. Wie staunte er, als er vernahm, des Kaisers Kämpfer, den er zu bestehen habe, sey ein Löwe.

---

*) »Huno wort hart verklagt von etliken Ogendeenern, der de Herrn, leider! gern veel by sik hebben, und desulwegen garne hören,« sagt der Mönch Shiphower, der die Geschichte erzählt. Meibom S. R. G. II. p. 90.

Unwiderruflich war der Spruch. Der tief gebeugte Vater flehte zu Gott, daß er ihm, wie einst dem Abraham, seinen Sohn erhalten möge. Dann that er ein Gelübde, im Fall des Sieges zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Kloster zu stiften.

Graf Friedrich aber ging muthvoll zum Kampfe. Sinnreich hatte er ein Gebinde, in Gestalt eines bewaffneten Mannes, mit sich genommen. Indeß der getäuschte Löwe dieß angriff, durchstieß ihm Friedrich die Seite, und verließ als Sieger die Schranken.

Mit offnen Armen empfing ihn der Kaiser, umgürtete ihn mit einem Kriegsgürtel, beschenkte ihn mit einem Ringe und mit verschiedenen Reichsgütern. Dann benetzte er seine Finger mit dem Blute des erlegten Löwen, und zog zum Andenken der Großthat zwei Striche auf des Grafen Schild.

Hocherfreut kehrten Huno und sein tapfe-

rer Sohn wieder in ihre Heimath. Des Gelübdes eingedenk, ſtiftete der Vater das Kloſter Raſtedt und begabte es reichlich. Alt und Lebensſatt ſtarb er. Kranke kämen zu ſeinem Grabe, und wunderbar wurden ſie geheilet. Graf Friedrich vollendete den Bau des Kloſters, das eines der ſchönſten der Gegend ward.

Stets auch hatte er im Auge den Schild, welchen des Kaiſers Hand mit Blut bezeichnet hatte. Die rothen Balken im gelben Felde wurden das Wapen des Hauſes, und ſie blieben es bis auf den heutigen Tag.

XIV.

Graf Otto von Oldenburg.*)

Ein alter Oldenburgiſcher Graf — die Sage nennt ihn Otto — verirrte ſich einſt bei einer Rehhetze in den öden Sandhügeln, die ſich eine Meile von Oldenburg erheben, und den Namen des Oſenberges führen. Der Mittag ſchwülte, und der dürſtende Graf brach in den lauten Wunſch aus: »O hätt' ich einen kühlen Waſſertrunk!«

Und ſiehe! es thut ſich der Berg auf, und hervor geht eine ſchöne Jungfrau in herrlichem Gewande. Den blendend weißen Nacken hinab, wallet lang ihr Haar über die Achſeln, und ein Kranz zieret ihr Haupt.

*) Hamelmanns Oldenburgiſche Chronik.

Sie hält einen künſtlich gearbeiteten goldenen Becher, wie ein Jägerhorn geſtaltet, beut ſolchen dem Grafen, ladet ihn zum Trinken ein, und ermuthiget ihn durch den Zuſpruch: »Scheue nicht den Trunk, Graf Otto! Er wird Dir nicht ſchaden. Trinkeſt Du, dann wird es wohl gehen Dir und Deinem Hauſe, und das Land wird zunehmen und ein Gedeihen haben. Trinkſt Du nicht, dann wird — das wiſſe! — Uneinigkeit Dein Geſchlecht zerrütten.«

Otto trank nicht. Er goß das Horn hinter ſich aus, und das Naſſe, welches das Pferd beſpritzte, fraß urplötzlich das Haar weg.

»Gieb mir mein Horn zurück!« rief die Jungfrau. Aber der erſchrockene Otto gab ſeinem Pferde die Spornen und ereilte mit dem Horne die Seinen.

Der Jungfrau Prophezeihung traf ein.

Zwieſpalt und Bruderkrieg zerrütteten lange das gräfliche Haus und verwüſteten ihre Beſitzungen. Verſöhnt ward endlich das Schickſal, da Einer der Nachkommen Otto's den Däniſchen Thron beſtieg. Das Wunderhorn, das, gleich der Büchſe Pandorens, Unheil über die Sippſchaft ausgegoſſen hatten, ward aus Oldenburgs friedlichen Gefilden über die Belte geführt, und die Kunſtkammer der Däniſchen Hauptſtadt heget bis auf dieſe Stunde das herrliche Kleinod der Vorzeit.

XV.

Der Gott im Kaſten.*)

Die Geſchichte der Entſtehung des Wunderbrunnens zu Blomberg in der Grafſchaft Lippe-Detmold, gewährt einen ſchrecklichen Blick in die Zeiten des Mönchthums und des Aberglaubens.

In der Stadt Blomberg trieben zwei Nachbarinnen gleiches Gewerbe. Die eine verband Fleiß mit Sparſamkeit, und wurde wohlhabend. Die andere verarmte, weil ſie faul war, und das Erworbene nicht zu ſparen verſtand. Neidiſch ſah dieſe auf die reiche Nachbarin. »Wie kommt es doch,« ſo redete ſie eines Tages ſie an, »wie kommt

*) Piderits Lippiſche Chronik. Rinteln 1627. Fol.

es, daß Euch alles gelingt, was Ihr vornehmt. Auch ich bin nicht faul, und doch will nichts mir frommen. Eure Arbeit allein kann es nicht seyn, was Euch Glück bringt; Ihr müßt noch ein Geheimniß wissen, wodurch Ihr reich werdet.«

Traulich antwortete die Nachbarin: »Ihr habt wohl Recht, liebe Freundin! Die Arbeit thut es freilich nicht allein. Das gesammelte Gut gedeiht nicht, wenn man nicht einen Gott im Kasten hat. Wer den besitzt, ihm fließt Reichthum zu und Wohlseyn «

Mein Geheimniß ist: Bete und arbeite! wollte die gute Nachbarin sagen. Aber Adelheit, so hieß die Arme, verstand nicht den Sinn der Rede, oder wollte ihn nicht verstehen. Immer wiederholte sie sich, als sie heim kam: »Kein Gedeihen, ohne den Gott im Kasten!«

»Zu dem könnte ich,« so flüsterte ihr der gemächliche Aberglaube, »zu dem könnte ich wohl gelangen, wenn ich eine geweihte Hostie in meinen dürftigen Kasten brächte.«

Gedacht, gethan. Sie bemerkt sich genau den Ort, wo der Priester die geweihte Hostie verwahrt, läßt sich in die Kirche einschließen, öffnet die Monstranz, und steckt mit bebender Hand die übrig gebliebenen Hostien zu sich.

Am folgenden Morgen kehrt sie in ihre Wohnung zurück, und schließt vertrauensvoll den geraubten Gott in ihren Kasten.

Aber die Hostien wurden bald vermisset. Ein todeswürdiges Verbrechen, ein Kirchenraub war verübet, und die Erforschung des Thäters sollte mit einer Haussuchung beginnen.

Das Gerücht gelangte bald zu Adelheit. Von ihrem bösen Gewissen geängstet, läuft

ſie zu ihrem Kaſten, nimmt die Hoſtien heraus und wirft ſie ohne Nachdenken in den Brunnen.

Natürlich gingen die Oblaten nicht unter. So viel ſie auch im Waſſer rührte, ſie ſchwammen oben, und ſo wurden ſie von den herzueilenden Mönchen gefunden.

Adelheit wird ergriffen und zum Feuer verdammt.

Der Brunnen indeß, in welchem die Hoſtien gefunden waren, ward ein Wunderbrunnen. Der Glaube an die Kraft ſeines Waſſers machte Blinde ſehend, Lahme gehend. Es war kein Gebrechen, das nicht dieſer Gottesbrunnen hätte heilen können. Aber ihm ward ein Altar gebauet, auf den von allen Orten milde Gaben floſſen. Von dem geſammelten Gelde hob ſich bald eine Capelle über dem Altar. Die Betfahrten und die Gaben mehrten ſich, und ſo ent-

ſtand nach wenigen Jahren (1469) das berühmte Kloſter zu Blomberg. Die Reformation verjagte die Mönche, und die Wunder des Brunnens hörten auf. Er liegt verſchüttet, und nur ein Merkmaal an der Kirchendecke bezeichnet den Ort, wohin Tauſende einſt, Glaubensvoll, Geneſung zuſchöpfen, kamen.

XVI.

Graf Uffo und Hilburg.

Die Mönche und Nonnen, welche ſich einſt die ſchönſten Flecken der Erde zu ihrem Aufenthalt zu wählen wußten, fanden auch die Gegend an der Oberweſer ihrer würdig, und ſo entſtand ſchon im neunten Jahrhundert das Kloſter Möllenbeck, das, am Ausgange des Waldes erbauet, den herrlichſten Blick in das fruchtbare Weſerthal gewähret. Möllenbecks Entſtehung verhüllt eine dunkle Sage, welche, wie Oſſian ſingt, »das Licht des Geſanges noch nicht beſtrahlte.«

Seine Sünden zu büßen, war ein Edler des Landes, Uffo ſein Name, in das ge-

lobte Land gezogen. Viele Jahre blieb er dort, und kämpfte gegen die Saracenen. Sein kinderloſes Weib, Hilburg, das ihn für todt hielt, baute zum Heil ſeiner Seele, auf ihres Beichtigers Folkhards Rath, acht Kirchen, und ſtiftete das Kloſter Möllenbeck, bei welchem ſich die neunte Kirche erhob. Uffo kehrte nach Verlauf mehrerer Jahre zur Heimath zurück. Auf dem Rückwege träumte ihm, ſein Weib habe während ſeiner Abweſenheit neun Kinder geboren. Erſchrocken wachte er auf, und unruhig beſchleunigte er ſeine Reiſe. Er kam an, und ſiehe! ſeine Hilburg eilte ihm froh entgegen. »Trauter! ſey mir willkommen!« rief ſie ihm zu, »wie lange ließeſt Du mich allein! Aber ich blieb nicht allein. Ich gebar Dir neun Töchter, und ſie alle ſind Gott geweiht.« Uffo erkannte in des Weibes offenem Blicke ihre Unſchuld. Ver-

trauensvoll und ohne weitere Frage rief er: »Weib, Deine Kinder sind auch die Meinen! Ich will sie ausstatten.*)«

*) J. Frid. Boclus ad hist. coenob. Mollenb. Rint. 1726.

XVII.

Der Lippiſche Odüßeus.

Jedes Land und Ländchen hat ſeine Heroen der Vorzeit, deren Geſchichte ſich in fabelhaftes Dunkel verliert. So iſt es auch in Deutſchland. Der Lippiſche Held iſt Bernhard. Gewöhnlich ſind es elende Kloſterlegenden, die das Andenken der deutſchen Heroen erhalten. Der Lippiſche Ulyß hat dagegen das ſeltene Glück gehabt, in dem Mönch Juſtinus einen Homer zu finden, wie man ihn im dreizehnten Jahrhunderte nicht erwartete.*)

*) Juſtinus war aus Lippſtadt gebürtig und hatte durch die Wohlthat des Biſchofs Simon zu Paderborn, eines gebornen Edlen Herrn von der Lippe, zu Bremen gelehrten Unterricht genoſſen. Der Biſchof ſorgte auch

Graf Bernhard hatte, da er, als ein jüngerer Sohn, Anfangs dem geiſtlichen Stande gewidmet war, mehr wie gewöhnlichen adelichen Unterricht genoſſen. Der frühe Tod ſeines ältern Bruders machte ihn zum Regenten des Landes. Nun ergriff er die rit-

für ſein weiteres Fortkommen. Juſtinus ward Canonicus zu Höxter. Zur Dankbarkeit widmete er ſeinem Wohlthäter ein lateiniſches Gedicht zum Preiſe ſeines Ahnen, Bernhard von der Lippe, der im zwölften Jahrhunderte, alſo hundert Jahre vor Verfertigung des Epos, gelebet hatte. Juſtin ſchrieb nach der Sitt der Zeit Lateiniſch, aber nicht in leoniniſchen Verſen, ſondern in ordentlichem elegiſchem Sylbenmaße mit abwechſelnden Hexametern und Pentametern. Die Poeſie iſt ſo wenig, als der Styl untadelhaft. Aber ſicher haben wir aus dieſer Zeit der Finſterniß wenig, oder gar keine dichteriſche Denkmaale, die ſo viele Spuren wahrer Poeſie zeigen, als dies Gedicht. Mit Recht hat daher der würdige Schatzer ſolcher Denkmaale, Heinrich Meibom, es (1620) durch den Druck vor dem

ritterlichen Waffen und zeichnete ſich auf Turnieren durch Tapferkeit und Freigebigkeit dergeſtalt aus, daß alles voll ſeines Preiſes war. Sein herrlicher Name zog ihm aber den Neid ſeiner Nachbarn zu. Sie fielen ihm in ſein offnes Land, und Bernhard, der Übermacht weichend, floh zum Herzog Heinrich dem Löwen. Durch deſſen Hülfe neu gerüſtet, kam er, wiewohl mit geringer Heerfolge, zurück. Eine Kriegsliſt verſchaffte ihm den Sieg über ſeine Feinde. Es erging, als er die Gränze er-

dem Untergange geſchützet, mit Recht ſein Enkel Heinrich Meiboom der Jüngere, es in ſeiner Sammlung (Scrip. R. G. I. 575.) aufgenommen. Eine deutſche Überſetzung dieſes Gedichts machten am Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Kloſterjungfern des hochadelichen Stifts zu Lippſtadt, und überreichten ihr Werk dem Grafen Bernhard, der ihr baufälliges Kloſter im beſſern Stand geſetzet hatte, zum Beweiſe ihrer Dankbarkeit.

reichte, auf seinen Befehl ein Aufgebot an das Landvolk, daß ein jeder sein Pflugeisen, Spaden und Rechen glänzend machen, und so gerüstet ihm zueilen sollte. Das auf dies Gebot versammelte Häuflein breitete er aus, und befahl ihm, die Eisen hoch zu erheben, damit sie funkelten im Sonnenglanz. Die vom Feinde ausgesandten Späher hielten die blinkenden Pflugeisen für so viel Schilde, ahneten ein Heer gerüsteter Ritter, und das vom panischen Schrecken ergriffene Heer entfloh. Bernhard war wieder Herr seines Landes.

Zur Sicherung seiner Herrschaft fehlte ihm eine Feste. Um zu Gründung derselben des Kaisers Bewilligung zu erhalten, zog er mit großem Gepränge auf den ausgeschriebenen Reichstag. »Zahllos,« so singt Justin,« zahllos war die Menge der hier zusammenströmenden Großen des Reichs. Ein durch Lage,

Rasen und Blumen anmuthiger ländlicher Ort war zur Zusammenkunft bestimmt. Hier schlugen die Großen des Reichs ihre Gezelte auf, die sich durch Mannichfaltigkeit des Schmuckes und der Malerei unterschieden. Auch die Vornehmen suchten hier Schutz gegen Luft und Sonne; der Geringere weilte unter offenem Himmel. Nun erschien eine Fülle von Speisen, und der Kosten ward nicht geschont. Alle wetteiferten in der Größe des Aufwandes. Jetzt rief der Kaiser die Großen des Reichs, daß sie sich um ihn versammelten, und durch ihren Rath den Zustand des Reiches bessern hülfen. Das ganze Volk drängte sich athemlos hinzu, um den König zu schauen, und jeglicher strebte, vor dem andern den Platz zu gewinnen. Hier glänzten vielfarbig und von köstlicher Kunst zeugend, die Gewänder. Es verband sich das Grün mit dem

Rothe, das Schwarz mit dem Weiß; es wechſelten und vereinten ſich alle Mittelfarben. Es ſtrahlte Gold, Purpur und Edelſtein. Der Kaiſer ſetzte ſich auf ſeinen Thron, grüßte die Kommenden alle, und befahl, daß jeder ſich auf den ihm angewieſenen Platz niederlaſſe. Ihm am nächſten ſetzte ſich das Oberhaupt der Geiſtlichkeit, dann folgten die Gewaltigen der Erde, ein jeder nach ſeinem Stande. Ein Theil bereitete ſich Sitze auf dem Boden, denn an Seſſeln war Mangel; ein Theil ließ ſich's nicht verdrießen, ſtehend den Worten des Kaiſers zu horchen.«

Schon war im Angeſicht des Kaiſers das ganze Volk verſammelt; da erſchien auch er, den meine Muſe ſinget. Herrlich war ſein Kommen, im Gefolge ſeiner Ritter, die gleiches Gewand kleidete, gleicher Schmuck zierte. Vor ihm tönte das Horn

und die Laute, es liſpelte die Flöte, und wechſelnd ſcholl, mit ſtarker Hand geſchlagen, die Pauke. Drob ſtaunte das Volk, der Kaiſer erſtand und forſchte nach Kunde, wer und von wannen die Kommenden ſeyen? Dann grüßt' er auch ſie, und ſie dankten dem Grüßenden. Zum Niederſetzen geladen, nahmen ſie nach des Führers Beiſpiele ihre Mäntel ab, warfen ſie auf die Erde, und ſetzten ſich darauf. Jetzt begann die Verhandlung der Reichsgeſchäfte, und erörtert wurden die Anforderungen des Kaiſers, bis er bei ſinkendem Tage den Aufbruch verſtattete. Alle erſtanden von ihren Sitzen, es erſtanden Bernhard und ſeine Ritter. Aber ſie ließen, ſo war des Herrn Geheiß, ihre auf die Erde gebreiteten Mäntel zurück, und gingen davon. Des Volkes Ruf mahnte die ſcheidenden Ritter um die Mitnahme der zurückgelaſſenen Gewande.

Aber der edle Bernhard erwiederte: »Es iſt nicht die Sitte unſeres Vaterlandes, daß ein ehrlicher Mann die Seſſel mit ſich nehme, auf denen er ſaß.« Deß lachte das Volk; ſelbſt des Kaiſers Geſicht verzog ſich zum Lächeln, und er winkte Beifall den Rittern. Der zerſtreute Pöbel aber entriß die zurückgelaſſenen koſtbaren Mäntel und mancher ging, durch ſolche Gabe bereichert, von dannen.«

«Am folgenden Morgen erſchien, im Kreiſe der Edeln, Ritter Bernhard mit ſeinen Gefährten wiederum vor dem Angeſichte des Kaiſers. Sie waren jetzt mit neuen und koſtbaren Kleidern angethan, und vor ihnen tönte, wie Tages zuvor, der Hörner Schall. Feierlich empfing ſie jetzt der Kaiſer, und verbot, daß ſie nach Pöbel Sitte auf die Erde ſich ſetzten. So ſehr ſie deß ſich weigerten, mußten ſie auf den erſten Sitzen

unter den Großen des Reichs ihren Platz einnehmen.«

»So vergingen mehrere Tage und jeder schickte zur Heimreise sich an. Freigebig spendete der Kaiser Allen Geschenke, die des Gebers würdig waren. Auch an den Ritter Bernhard erging sein Ruf. Er kam. Mit heiterer Stirne blickte auf ihn der Kaiser und reichte ihm Gaben. »Sie sind zwar gering,« sprach er, »aber größere sind Dir verheißen.« Der Ritter antwortete: »Groß genug ist, was Du mir schenktest, mächtiger Kaiser! Mein Arm ist immer zu Deinem Dienste bereit. Erlaube nur eine Bitte. Das Land, da ich besitze, genüget mir, sofern ich es zu schützen vermöchte. Aber feindlichen Einfällen ausgesetzt, muß ich Beleidigungen dulden und Schaden leiden. Verstatte mir den Bau einer Burg, die das Meine mir sichere.« Der Kaiser gewährte die Bitte.

Am Lippefluß ward nun die Feſte gleiches Namens erbauet, und Bernhard trotzte jetzt, durch ſie geſichert, den andringenden Feinden.

Obgleich eine fürchterliche Krankheit ihm den Gebrauch ſeiner Glieder raubte, ſo war er dennoch bei den Kämpfen gegenwärtig, und ließ ſich in einem Tragſeſſel von Ort zu Ort führen.

Aber in ſeinen Schmerzen ward doch der Gedanke in ihm lebhaft, daß er der Welt entſagen und, ſeiner erſten Beſtimmung getreu, ſich Gott weihen wolle. Wirklich übergab er ſeinem Sohne Hermann die Regierung des Landes, trennte ſich von ſeiner Gattin, und begab ſich in den Ciſtercienſerorden. Das Kloſter Marienſelde war es, das er zu ſeinem Aufenthalte wählte.

»Welche veränderte Geſtalt des Ritters!« ſingt Juſtin. »Ein anderer Menſch

ist er an Körper und Geist. Geschoren ist sein Haupthaar bis an die Ohren. Den Körper decket ein weites Gewand, das Haupt eine weite Kutte, rauhe Wolle sticht die Haut; er opfert sich Gott, und liegt aufs neue der lange vernachlässigten Schrift ob. Aber den von Gottesliebe Glühenden dünkt noch geringe das Opfer. Er sehnt sich nach größern Leiden. Als Fremdling die Vatererde zu verlassen, das ist sein Wunsch. Gerne gestattete ihm das sein Vorgesetzter. Er ging nach Dünamünde und bald wählten ihn die dortigen Mönche zu ihrem Abte. Aber er stand so den andern vor, daß er nicht der Erste, sondern von allen der Geringste zu seyn schien.«

»Hier an den Ufern des Baltischen Meeres vernahm er die Klagen aus dem fernen Liefland über die Verfolgungen, welche die dortigen Christen erlitten. Von ihren Lei-

den gerührt, eilte er zu der heiligen Schwelle des Apostolischen Sitzes, warf sich zu den Füßen des obersten Bischofs, und flehte, daß er den Bedrängten ein gnädiger Vater seyn möge. Er fand Gehör, und bewirkte den Entschluß, daß das Kreuz wider die Ungläubigen geprediget werden solle. Bernhard ward zum Bischof der Neubekehrten ernannt.«

Mit Jauchzen wurde nach seiner Heimkunft der neue Bischof von den Mitbrüdern empfangen. Als Kreuzprediger durchwanderte nun Bernhard Deutschlands Gauen, und forderte mit frommer Überredung Hülfe für die Leidenden des Auslandes. Heil verhieß er und Verzeihung der Sünden denen, die das Kreuz nähmen, und den Glauben mit Leib und Gut verföchten. Nicht umsonst war seine Predigt. Viel Gold sammelte er, und Kleider, Früchte und Vieh,

Waffen und Roſſe. Von allen Enden floſſen gläubige Kreuzbrüder ihm zu, und unter ſeiner Anführung zogen ſie in Haufen nach Liefland. »Obgleich ſchwach, ging er ſelbſt voran, und blieb ohne Wunden, und ſchlug die Götzendiener; denn Chriſtus war ſein Geleiter.« Nun errichtete er Feſten, baute Kirchen und ordnete den Gottesdienſt. Die Zartgläubigen nährte er mit der Milch des Chriſtenthums, damit ſie zu feſterer Koſt bereitet würden. Ausgebreitet ward die Ehre Chriſtus, und herrlich blühte der erweiterte Glaube im fernen Norden.

Alt und Lebensſatt ſtarb Bernhard zu Lehal in Liefland. (1220) Sein Körper ward nach Dünamünde gebracht und dort zur Erde beſtattet.

Seinen Ruhm ſuchte Juſtin durch ſein Gedicht der Nachwelt zu erhalten; aber das epiſche Schifflein gerieth im Sturm des

Mittelalters auf den Strand. Es wieder auf die hohe Fluth zu bringen, dazu gebricht es ihm an Festigkeit. Damit aber der Name des braven Steuermanns unvergessen bleibe, hänge hier dies Votivtäfelchen, das sein Andenken erneuert!

XVIII.

Haſt Du denn mehr?

Ein alter Herzog von Baiern pflegte manchmal mehrere ſeiner Doctoren und Edelleute um ſich zu verſammeln, und nach altdeutſcher Sitte bei der Flaſche Bacharacher die Abendſtunden mit ihnen zu verplaudern. Mancherlei Materien, die von den feſtlichen Hofmahlen verbannt ſein mußten, kamen dann zur Sprache; die Herzen der Gäſte öffneten ſich, und beſcheidene Freimüthigkeit ward die Tagesordnung. Der Herzog pflegte wohl zu ſagen, daß er aus dieſen kleinen Gelagen mehr Regierungsweisheit geſchöpfet habe, als aus den Miniſterialverſammlungen des geheimen Cabinets.

Eines Abends, da auch im Kreiſe Erkorner der Rheinwein winkte, hatte der Herzog ſich auf der Jagd verſpätet. Als er eintrat, waren längſt alle verſammelt, und in lebhaften Geſpräch begriffen.

»Laßt mich doch gleich Theil nehmen,« ſagte der Herzog; «wovon iſt die Rede?«

»Ob die Fürſten das Volk glücklich machen können? darüber ſprachen wir,« antwortete der Canzler.

»Und was habt ihr denn entſchieden?«

»Wir kamen ſo ziemlich darüber ein, ſie könnten wohl manches aus dem Wege räumen, was dem Glücke des Volkes hinderlich ſey; aber glücklich machen müßten wir uns ſelbſt.«

»Schon recht,« lächelte der Herzog. »Es iſt wohl mit dem Regimente, wie mit der Unterhaltung, der Wirth muß ſie nicht lenken, wenn ſie von ſelbſt geht.«

Canzler.

Sondern, wie Euer Durchlaucht, in die laufende eintreten, und wenn sie stockt, sie beleben.

Herzog.

Ich habe sogar mitunter gefunden, daß beim Regimente selbst das Wegräumen der Hinderniſſe nicht immer unbedenklich ist. Die Menschen wollen sich selber helfen. Der Weg, den sie sich durch eigne Kraft durch die Hinderniſſe bahnen, führt am sichersten zum Glücke.

»O wie wahr!« rief Doctor Canisius, und setzte den schon ergriffenen Humpen wieder nieder. »Ich möchte nur,« fügte er hinzu, »statt des Wortes Glück, Zufriedenheit vorschlagen. Was reden wir armen Sterblichen von Glück? Unterm Monde muß Zufriedenheit uns genügen. Wenn wir nach etwas weiterm streben, so kann

unſer Leben nicht anders, als eine Kette von fehlgeſchlagenen Erwartungen ſeyn, und wir leiden ſchon hier die Marter des Ixion, der ſtatt der Juno, die ſeine Phantaſie ſich malte, eine Wolke umarmte.«

»Unſer Doctor wird poetiſch,« ſagte der Herzog. »Aber Recht hat er, bei Gott! Zufriedenheit muß uns genügen. Doch dieſe Genügſamkeit ſich zu erwerben, das, Ihr Herren Doctoren, iſt gerade der Stein der Weiſen.«

»Wohl wahr!« ſagte leiſer Caniſius, und nahm das volle Deckelglas wieder zur Hand:« und doch liegt der Stein uns ſo nahe. Genügſamkeit iſt der natürlichſte Reichthum, ſagte ſchon der weiſe Sokrates!«

»Weil hier doch die alten Weiſen Zutritt gewinnen,« fiel der Doctor Hollaz ein, »ſo mag auch Meiſter Ariſtipp auftreten. Jemand tröſtete ihn über den Verluſt eines

ſeiner Meierhöfe. Ei, antwortete er, ich habe noch immer drei Höfe. Ihr habt nur einen einzigen, und müßt Euch damit begnügen. So wäre dann an mir die Reihe, Euch zu tröſten.«

»Recht ſo!« ſprach der Canzler,« der Stein der Weiſen wäre dann, daß man immer bedächte, wie viel wir haben, was unſer eigentliches Bedürfniß nicht fordert, und was Tauſende entbehren.«

»Ha!« rief der Marſchall, »ſo käme es wohl auf den leidigen Troſt hinaus: es könnte noch ärger ſeyn! Tragt doch Ihr, Herrn Doctoren, tragt doch auch den Zug des holländiſchen Matroſen in Euer Collectaneenbuch ein! Er fiel vom Maſt und brach das Bein. »Welch ein Glück,« ſprach er zu den Umſtehenden, »daß es nicht das Genick war!« Kann der Matroſe nicht

neben den sieben Weisen seine Stelle einnehmen?«

»Marschall!« sagte der Herzog,« wenn ihr den achten Weisen habt, so fand ich heute den neunten, und das ist ein Baier. Ich traf auf dem Felde, nahe bei der Wildbahn, einen Bauerknaben, der die Schafe hütete. Er kannte mich nicht. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. »Wie viel Lohn bekommst Du?« — «Ich habe Kost und Kleidung.« »Was mehr?« »Sonst nichts!« »Ei,« erwiederte ich, »das ist doch zu wenig.« Der Knabe sah mich an von oben bis unten; dann fragte er schnell: »Hast Du denn mehr?« Die Frage machte mich stumm. So viel Wahrheit in vier Worten hatte ich noch nie gehört. Glaubt Ihr's wohl, daß ich nicht das Herz hatte, dem genügsamen Buben was zu schenken? Ich ritt meines Weges.«

»Nun, bei Gott!« ſprach der Canzler,« hätte ich doch nie geglaubt, daß uns ſo nah ein großer Philoſoph zu finden ſey!«

»Wahrlich!« riefen alle einhellig, »den Stein der Weiſen hätte der gefunden, der anmaßungslos, natürlich und zuverſichtlich, wie der Knabe, den Fürſten fragen könnte: haſt Du mehr, als Koſt und Kleidung?«

Zweites Buch.

I.

Porcia.

Vaterland und Freiheit füllten die große Seele Brutus. In seinem, an Schwärmerei gränzenden, Enthusiasmus zerriß er der Menschheit zarte Bande, und — Cäsar sank. Aber nur zu bald schwand ihm die Hoffnung, daß aus dem vergossenen Blute der Baum republikanischer Freiheit schnell hervorwachsen würde. Rom zerfiel in Partheien, und die unpatriotischen Krieger folgten dem Meistbietenden.

Voll tiefen Unmuths verließ der Getäuschte Rom Selbst Italien ward ihm verhaßt, und er eilte durch Lukanien nach Velia am Meere, um nach Griechenland überzuschiffen.

Seine Gattin Porcia, die Tochter Kato's, war treulich bis Velia dem Gatten gefolgt. Hier ſollte ſie ſich von ihm trennen, und — ſo wollte es Brutus — nach Rom zurück kehren.

Ahnung, daß ſie ihn nie wieder ſehen würde, erfüllte ihre Seele. Aber mächtig kämpfte ſie gegen den Schmerz, damit ſie nicht des Gatten tiefen Kummer vermehre. Der Augenblick des Abſchiedes nahte; noch blieb Porcia ſtark, und geleitete Brutus bis zum Tempel, welcher dem Hafen nah, am Ufer des Meeres erbaut war. Sprachlos ſtanden ſie eine Weile unter den Säulen der Vorhalle, und ſahn die Sonne in's Meer ſinken, und hörten das nahe Rauſchen der Wogen. Jetzt wandten ſie ſich, und traten durch die offene Pforte in den Tempel. Porcia's erſter Blick fiel auf ein Gemälde. Es war An-

dromache's Abſchied von ihrem Gemahle, es war die rührendſte Scene der Ilias. Andromache, ſo erzählt Homer, war Hektorn am Skäiſchen Thore entgegen gekommen, von einer Dienerin gefolgt, die ein zartes Kind, Hektors einzigen Sohn, auf dem Arm trug. Vergebens wandte ſie ihre ganze Beredſamkeit an, Hektorn von ſeinem Entſchluß, in die Schlacht zurückzukehren, abzuleiten. Mit ſtillem Lächeln hatte der Vater indeß auf das Knäblein geſchaut. Jetzt ſtreckte er gerührt die Arme nach dem Kinde aus. Aber ſcheu vor dem Glanze des Erzes, und vor dem flatternden Helmbuſch, ſchrie das Kind, und ſchmiegte ſich an der Amme Buſen zurück. Lächelnd legte Hektor den ſchreckenden Helm ab, nahm dann den Säugling, wiegte ihn ſanft in den Armen, und küßte ihn, und flehte zu den Göttern für ſein Wohlergehn.

Da gab er das Knäblein der gerührten Gattin zurück

Den Augenblick, da Andromache das Kind aus des Vaters Arme zurück nimmt, und ihr Thränenmüdes Auge starr auf den nun scheidenden Gatten heftet, den Augenblick hatte der Mahler gefaßt und dargestellet. Den Augenblick hatte der Mahler gefaßt und dargestellet. Ein ewiges Lebewohl bebte in beider Blick.

Und dieser war's, der Porcia durchdrang. Von gleichen Gefühlen unwiderstehlich ergriffen, gebot sie nicht länger dem Schmerz. Ihre ganze Standhaftigkeit wich; sie zerfloß in Thränen.*)

---

*) Plutarch ed. Reiskii V. p. 386. 387.

II.

Arria.*)

Gepriesener sind manche Thaten berühmter Männer und Frauen, und manche doch größer. Das war oft mein Gedanke, und mein gestriges Gespräch mit Fannia bestätigt ihn mir.

Sie, die Enkelin jener Arria, die ihrem Gatten im Sterben Trost war und Vorbild, sie erzählte mir manches von ihrer Großmutter, das nicht so bekannt, und doch nicht minder groß ist. So kam es beim Hören mir vor; und, irr' ich nicht, so wirst Du auch beim Lesen das finden.

Krank war Cäcina Pätus, ihr Gatte; krank ihr Sohn, und beide dem Anschein

*) Plin. epist. III, 16.

nach tödtlich. Der Sohn, ein Jüngling, so schön, als bescheiden, geliebt von den Eltern als Sohn, geliebter wegen seiner andern Vorzüge, — er starb! Sie sorgte für die Bestattung der Leiche, und der Mann erfuhr es nicht. Ja, so oft sie in sein Zimmer trat, ließ sie nicht anders merken, als daß der Sohn lebe, ja, daß es leidlicher mit ihm werde. Und fragte Pätus: was der Knabe mache? so antwortete sie: »er hat Ruhe gehabt; das Essen hat ihm geschmeckt.« Siegte dann der Schmerz, hielt sie nicht länger die hervorbrechende Thräne, dann entfernte sie sich, um sich ganz ihrem Kummer zu überlassen, und auszuweinen. Mit trocknem Auge und erheiterter Stirne kam sie zurück, als hätte sie ihren Verlust an der Thüre zurückgelassen.

Schön ist ihre That, da sie den Dolch

zückte, die Bruſt ſich durchſtieß, das Eiſen zurückzog und dem Gatten es reichte, mit den unſterblichen, faſt göttlichen Worten: »Es ſchmerzet nicht, Pätus!« Aber Nachruhm, Ewigkeit ſchwebte ihr vor Augen, da ſie das that, das ſprach. Wie viel größer iſt es, ohne den Lohn der Unſterblichkeit, ohne den Lohn des Nachruhms, die Thräne zu bergen, die Trauer zu verhüllen, und nach dem Verluſte des Sohnes noch Mutter zu ſcheinen!

Scribonian hatte in Illyrien wider Claudius die Waffen ergriffen; er ward getödtet, und der mit ihm verbundene Pätus nach Rom geſchleppt. Als er das Schiff beſtieg, flehte Arria die Soldaten, ſie mit einzunehmen. »Ihr würdet doch,« rief ſie, »einem Conſularen einige Sclaven »zugeben, aus deren Händen er Speiſe »nähme, und die ihn beim Ankleiden be-

»dienten. Das alles verricht' ich allein!« Man hörte ſie nicht. Da miethete ſie ein Fiſcherboot, und wagte es ſo, dem großen Boote zu folgen.

In Rom traf ſie bei dem Kaiſer Claudius die Gattin Scribonians, die ihres Mannes Mitverſchworne angab! «Ich »halte es nicht aus, Dich zu hören,« ſprach ſie, »ermordet ward Scribonian, in Dei»nem Schooße ermordet, und Du lebſt?«

Ihr ſchöner Tod war alſo, das ſieht man klar, nicht raſcher, unvorbereiteter Entſchluß.

Während der Gefangenſchaft ihres Gatten bat ſie ihr Schwiegerſohn Thraſeas dringend, den Sterbegedanken zu entſagen. »Wollteſt Du wohl,« ſprach er unter andern, »daß Deine Tochter, wenn ich den »Tod leiden müßte, mit mir ſtürbe?« «Hätte ſie,« ſo war die Antwort der Arria,

»hätte sie so lange, und in solcher Einig»keit mit Dir gelebt, wie ich mit Pä»tus, — ja!«

Diese Antwort vermehrte die Besorgnisse der Ihrigen. Sie ward sorgfältiger bewacht. Arria merkte das; »welch eitles Beginnen!« sprach sie. »Wohl könnt Ihr erschweren den Tod, aber ihn hindern, das könnet ihr nicht!« Mit diesen Worten entsprang sie dem Sitz, und stieß mit voller Gewalt den Kopf an die Wand. Sie sank. »Sagt' ich es Euch nicht, Ihr kön»net den Weg zum Tode nicht sperren? »Den leichteren versagt Ihr, und ich finde »den rauheren!«

Nun, Lieber, scheint Dir dies alles weniger groß, als die Worte: »Es schmerzt nicht, Pätus?« Jenes war es, wodurch sie zu diesem gelangte, und doch ist dieses in Aller Munde, da Fama von jenem

ſchweigt. Ich komme alſo auf das zurück, was ich zu Anfang ſagte: geprieſener ſind manche Thaten, und manche doch größer! —

III.

Zwei weibliche Heroen.

Man sieht täglich, was die Weiber öffentlich sind, das Spiel, der Zeitvertreib der Männer. Ihre hohe Bestimmung, edle Gehülfinnen ihrer Gatten zu seyn, ihre Kinder zu guten Menschen und Bürgern zu erziehen, und, wenn es Noth ist, selbst Bürgerpflicht zu üben, diese leuchtet selten öffentlich hervor.

Durch die Bestimmung der Weiber zur guten Gattin und Mutter, und durch die Übung dieser Pflichten zeigen sie den ächten Bürgersinn, der ihnen eignet. »Das ist das tugendhafteste Frauenzimmer, von dem man am wenigsten redet.« Dies war das Wort eines alten Weisen, ein Wort, das

Rouſſeau in ſeinen Werken ſo oft wiederholt. Man ſpricht nicht von der Weiber Sitten, ſo lange dieſe untadelhaft bleiben. Nur eine Abweichung vom ordentlichen Lebenswandel ziehet die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich.

Aber gäbe man dem Spruche zu viel Allgemeinheit, würde er nicht falſch werden? würde er nicht zugleich die Heldinnen ihres Geſchlechts, die Johanna d'Arc, die Charlotte Corday, würde man nicht die Heldin von Beauvais, Hachette, verdammen?

Ich machte, ſo erzählte ein Reiſender vor einigen Jahren, eine Reiſe nach der ehemaligen Picardie. Bei meiner Ankunft in der Stadt Beauvais überraſchte mich das feierliche Schauſpiel eines öffentlichen Aufzuges. Die Proceſſion hatte das Eigne, daß die Weiber der Stadt vor den Muni-

cipalbeamten hergingen. Ich erkundigte mich nach der Veranlassung, und man beurkundete mir folgenden Zug aus der ältern Geschichte.

Es war im Jahre 1472, als der Herzog Carl der Kühne von Burgund die Stadt Beauvais mit einem großen Heere belagerte. Da die Gegenwehr ihn ermüdete, so entschloß er sich zum Sturm. Schon bahnten sich die Kampfgeübten Burgunder, die Sturmleitern in der Hand, über die Leichen ihrer Brüder einen blutigen Weg zu den letzten Verschanzungen. Alles in der Stadt gerieth in Verwirrung und floh. Da stürmt' ein Weib, Hachette ihr Name, den Fliehenden entgegen. Der Zorn entflammte ihre Augen, und verstärkte ihre Stimme. »Ihr flieht!« ruft sie; »habt ihr keinen König, keine Kinder mehr? Feige! Flieht! Ich allein will sie vertheidigen.«

Auf der Heldin Ruf kehrt Muth in die Herzen zurück. Sie folgen dem Weibe und werfen ſich aufs neue dem andringenden Feind' entgegen. Aber dreimal zurück geworfen, fliehen ſie in verwirrter Flucht abermals in die Stadt zurück, und vergebens ſucht Hachette ſie aufs neue zu ermuthigen. Um ſie tönt das Heulen und Wehklagen der erſchreckten Weiber. Ganze Haufen eilen nach den Gotteshäuſern. Die einen beten, die andern verſtecken ihre Kinder unter den Altären, oder in den Gräbern.

Hachette erſcheint. »Ihr winſelt,« ruft ſie, «da ihr handeln könnet? Die Furcht überlaßt den Männern! Ergreift die Waffen, die ſie wegwarfen! Wenn ſie Weiber ſind, ſo laßt uns Männer ſeyn! Folgt mir!«

Wie durch einen heiligen Enthuſiasmus ergriffen, rafften die Weiber ſich auf; jede

ſucht eine Pike, und, Hachette an der Spitze, dringen mit Ungeſtüm die neuen Amazonen dem Feind' entgegen. Er ſtaunt und wankt.

Schon war die Mauer erſtiegen. Eine burgundiſche Fahne, auf eine Höhe gebracht, flatterte im Winde und diente den Feinden zur Vereinigung. Carl der Kühne deckte ſelbſt ſie mit ſeiner Lanze. Hachette erblickt die Fahne, fliegt dahin, weicht dem auf ſie gerichteten Lanzenſtoß aus, ergreift und entführt ſie. Carl flieht, alle fliehen und Bauvais iſt gerettet, durch ein Weib!

Zur Verewigung der That der Beauvaiſerinnen, verordnete König Ludewig der Eilfte eine jährliche Proceſſion, in welcher die Weiber den Zug anführen ſollten. Hachette erhielt das eroberte Panier zum Geſchenk. Die Fahne in der Hand, führte ſie, ſo lange ſie lebte, den jährlichen Zug

Rouſſeau in ſeinen Werken ſo oft wiederholt. Man ſpricht nicht von der Weiber Sitten, ſo lange dieſe untadelhaft bleiben. Nur eine Abweichung vom ordentlichen Lebenswandel ziehet die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich.

Aber gäbe man dem Spruche zu viel Allgemeinheit, würde er nicht falſch werden? würde er nicht zugleich die Heldinnen ihres Geſchlechts, die Johanna d'Arc, die Charlotte Corday, würde man nicht die Heldin von Beauvais, Hachette, verdammen?

Ich machte, ſo erzählte ein Reiſender vor einigen Jahren, eine Reiſe nach der ehemaligen Picardie. Bei meiner Ankunft in der Stadt Beauvais überraſchte mich das feierliche Schauſpiel eines öffentlichen Aufzuges. Die Proceſſion hatte das Eigne, daß die Weiber der Stadt vor den Muni-

cipalbeamten hergingen. Ich erkundigte mich nach der Veranlaſſung, und man beurkundete mir folgenden Zug aus der ältern Geſchichte.

Es war im Jahre 1472, als der Herzog Carl der Kühne von Burgund die Stadt Beauvais mit einem großen Heere belagerte. Da die Gegenwehr ihn ermüdete, ſo entſchloß er ſich zum Sturm. Schon bahnten ſich die Kampfgeübten Burgunder, die Sturmleitern in der Hand, über die Leichen ihrer Brüder einen blutigen Weg zu den letzten Verſchanzungen. Alles in der Stadt gerieth in Verwirrung und floh. Da ſtürmt' ein Weib, Hachette ihr Name, den Fliehenden entgegen. Der Zorn entflammte ihre Augen, und verſtärkte ihre Stimme. »Ihr flieht!« ruft ſie; »habt ihr keinen König, keine Kinder mehr? Feige! Flieht! Ich allein will ſie vertheidigen.«

schweigt. Ich komme also auf das zurück, was ich zu Anfang sagte: gepriesener sind manche Thaten, und manche doch größer! —

III.

Zwei weibliche Heroen.

Man ſieht täglich, was die Weiber öffentlich ſind, das Spiel, der Zeitvertreib der Männer. Ihre hohe Beſtimmung, edle Gehülfinnen ihrer Gatten zu ſeyn, ihre Kinder zu guten Menſchen und Bürgern zu erziehen, und, wenn es Noth iſt, ſelbſt Bürgerpflicht zu üben, dieſe leuchtet ſelten öffentlich hervor.

Durch die Beſtimmung der Weiber zur guten Gattin und Mutter, und durch die Übung dieſer Pflichten zeigen ſie den ächten Bürgerſinn, der ihnen eignet. »Das iſt das tugendhafteſte Frauenzimmer, von dem man am wenigſten redet.« Dies war das Wort eines alten Weiſen, ein Wort, das

Rouſſeau in ſeinen Werken ſo oft wiederholt. Man ſpricht nicht von der Weiber Sitten, ſo lange dieſe untadelhaft bleiben. Nur eine Abweichung vom ordentlichen Lebenswandel ziehet die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich.

Aber gäbe man dem Spruche zu viel Allgemeinheit, würde er nicht falſch werden? würde er nicht zugleich die Heldinnen ihres Geſchlechts, die Johanna d'Arc, die Charlotte Corday, würde man nicht die Heldin von Beauvais, Hachette, verdammen?

Ich machte, ſo erzählte ein Reiſender vor einigen Jahren, eine Reiſe nach der ehemaligen Picardie. Bei meiner Ankunft in der Stadt Beauvais überraſchte mich das feierliche Schauſpiel eines öffentlichen Aufzuges. Die Proceſſion hatte das Eigne, daß die Weiber der Stadt vor den Muni-

cipalbeamten hergingen. Ich erkundigte mich nach der Veranlaſſung, und man beurkundete mir folgenden Zug aus der ältern Geſchichte.

Es war im Jahre 1472, als der Herzog Carl der Kühne von Burgund die Stadt Beauvais mit einem großen Heere belagerte. Da die Gegenwehr ihn ermüdete, ſo entſchloß er ſich zum Sturm. Schon bahnten ſich die Kampfgeübten Burgunder, die Sturmleitern in der Hand, über die Leichen ihrer Brüder einen blutigen Weg zu den letzten Verſchanzungen. Alles in der Stadt gerieth in Verwirrung und floh. Da ſtürmt' ein Weib, Hachette ihr Name, den Fliehenden entgegen. Der Zorn entflammte ihre Augen, und verſtärkte ihre Stimme. »Ihr flieht!« ruft ſie; »habt ihr keinen König, keine Kinder mehr? Feige! Flieht! Ich allein will ſie vertheidigen.«

Auf der Heldin Ruf kehrt Muth in die Herzen zurück. Sie folgen dem Weibe und werfen ſich aufs neue dem andringenden Feind' entgegen. Aber dreimal zurück geworfen, fliehen ſie in verwirrter Flucht abermals in die Stadt zurück, und vergebens ſucht Hachette ſie aufs neue zu ermuthigen. Um ſie tönt das Heulen und Wehklagen der erſchreckten Weiber. Ganze Haufen eilen nach den Gotteshäuſern. Die einen beten, die andern verſtecken ihre Kinder unter den Altären, oder in den Gräbern.

Hachette erſcheint. »Ihr winſelt,« ruft ſie, «da ihr handeln könnet? Die Furcht überlaßt den Männern! Ergreift die Waffen, die ſie wegwarfen! Wenn ſie Weiber ſind, ſo laßt uns Männer ſeyn! Folgt mir!«

Wie durch einen heiligen Enthuſiasmus ergriffen, rafften die Weiber ſich auf; jede

ſucht eine Pike, und, Hachette an der Spitze, dringen mit Ungeſtüm die neuen Amazonen dem Feind' entgegen. Er ſtaunt und wankt.

Schon war die Mauer erſtiegen. Eine burgundiſche Fahne, auf eine Höhe gebracht, flatterte im Winde und diente den Feinden zur Vereinigung. Carl der Kühne deckte ſelbſt ſie mit ſeiner Lanze. Hachette erblickt die Fahne, fliegt dahin, weicht dem auf ſie gerichteten Lanzenſtoß aus, ergreift und entführt ſie. Carl flieht, alle fliehen und Bauvais iſt gerettet, durch ein Weib!

Zur Verewigung der That der Beauvaiſerinnen, verordnete König Ludewig der Eilfte eine jährliche Proceſſion, in welcher die Weiber den Zug anführen ſollten. Hachette erhielt das eroberte Panier zum Geſchenk. Die Fahne in der Hand, führte ſie, ſo lange ſie lebte, den jährlichen Zug

an; und als ſie ſtarb, ward das Siegeszeichen in der Dominikanerkirche über ihrem Grab aufgehängt, wo ſie den ſpäten Nachkommen zeuget: Beauvais Retterin war Hachette!*)

Sie war eine zweite Johanna d'Arc. Die Bewunderung mag man den männlichen Schönen nicht verſagen; aber mit ih-

*) Memoires de Ph. de Comines. Paris 1747. 4. Tom. III. p 203. ſq. Hier finden ſich auch des Königs Lettres patentes, portant exemtions de droits et impositons pour les habitans de Beauvais; ferner: procession ordonnée en la ville de Beauvais en memoire de la levée du siege et permision aux femmes et filles de preceder les hommes en la dite procession. Das Mädchen, welches die Burgundiſche Standarte nahm, wird in obiger Beſchreibung Jeanne Fourquet genannt. Beſungen iſt die Heldin in den Mois des edlen Dichters Roucher (II. p. 85 und 147.) Die Gattin dieſes Dichters, der unter Robespierre's Tyrannei fiel, ſtammte von Hachette ab, unter welchem Namen die Retterin Beauvais am bekannteſten iſt.

nen ſympathiſiren kann, ſelten wenigſtens, ein weibliches Herz.

Aber dies weibliche Mitgefühl möchte ich für eine neuere Heldin in Anſpruch nehmen. Die erſte Geſchichte war aus der Königszeit. Die zweite iſt aus der Zeit der Republik.

Viele Opfer fielen der Revolution, dieſem Ungeheuer, das, gleich dem Saturn, ſeine Kinder fraß, und — goldne Zeiten verhieß. Aber wenige Opfer waren mir rührender, als die, welche die Familie Deſille brachte. Der Bruder gab bei Nanci männlich ſich hin, um Bürgerblut zu retten; weiblich opferte die Schweſter ſich auf für die Schweſter.

Einſam und beſchränkt und in ſich ſelbſt gekehrt lebten nach des Bruders Heldentode, von wenigen gekannt, ſeine Schweſtern in Bretagne, die eine, Mutter von vier

Kindern, die andere, ehelos. Zwar liebte sie einen Jüngling; aber sie verhehlte ihre Liebe, damit er nicht ihre Hand fordre. Wie kann ich, dachte sie, in den Stürmen der Zeit eine Verbindung schließen, die jeder Windstoß zerreissen und mich unglücklich machen kann? Ruhig harrten sie alle der Zukunft, und vertrauten der Vorsehung, die eine National Calamität zuließ, um durch sie vielleicht das Nationalverderbniß zu heilen.

Aber fürchterlich war der Sturm, der bald auch ihre Ruhe störte. Robespierre's Donner rollten über das zitternde Frankreich. Doch weniger zitterte die Bretagne. Das Schrecken, welches der Tyrann verbreitete, stärkte die Bewohner in ihrer kühnen Empörung gegen die Obermacht. Plötzlich erschien ein Befehl, daß dreißig genannte Verdächtige nach Paris vor das

Blutgericht gebracht werden ſollten. Unter ihnen war die eheloſe Iphigenia Deſille. Iphigenia ward dem Kreiſe der weinenden Ihren ohne Erbarmen entriſſen, und nach Paris gefangen geführt. Bei dem Verhör legte man ihr einen Brief, »Deſille« gezeichnet, vor, welcher die Bekanntſchaft mit einem Königlich geſinnten verrieth. »Iſt die ferne Bekanntſchaft Verrath?« ſo fragte man ſie. — »Nicht, was aus dem Briefe folgt, ſondern ob Du ihn anerkenneſt, wollen wir wiſſen.« — »Wohl kenne ich den Brief,« ſo ſprach ſie entſchloſſen; »doch ehe ihr verurtheilet, gebt mir einen Vertheidiger!« Der edle Rechtsgelehrte Chauveau war's, der ſie am folgenden Tage im Kerker beſuchte, und ſich theilnehmend zu ihr ſetzte, um ihre Vertheidigungsgründe zu hören. »Ich traue Ihnen,« ſprach Iphigenia, »daß Sie alles

zu meiner Rettung anwenden werden. Sie haben die Verhandlungen geleſen, was ahnen Sie?«

»Es iſt durchaus nichts wider Sie, als der fatale Brief, deſſen Unterſchrift ſie anerkannten,« ſagte Chauveau.

»Aber der Brief enthält doch nichts, als daß die Schreiberin einen Verdächtigen kannte.« — »Außer den Revolutionszeiten würde er als unbeweiſend verworfen und meine Clientin ſofort befreiet werden. Aber« —

»Ich verſtehe, und mein Entſchluß iſt gefaſſet. Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft! Ich bin unſchuldig; es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den aus dem Briefe entſtehenden Verdacht zu entfernen. Aber mit noch mehr Kraft werden Sie für mich ſprechen, wenn ich Sie zuvor über-

zeuge, daß nicht einmal das, was die Tyrannen Schuld nennen, auf mir hafte. Doch schwören Sie mir, daß Sie von den Umständen, die ich Ihnen eröffnen will, keinen Gebrauch machen wollen.«

»Ich begreife Sie zwar nicht; aber ich schwöre es.«

»Wissen Sie dann, nicht ich, meine Schwester schrieb den Brief, der uns den Tod drohet. Kein billiges Tribunal kann uns verurtheilen; aber geschieht es, so will ich für meine Schwester sterben. Ich bin so glücklich, ledig zu seyn; aber vier unerzogene Kinder meiner Schwester fordern ihre Mutterpflicht, und in unseren unglücklichen Zeiten ist ihnen diese Pflege doppelt unentbehrlich. Ich sterbe für meine Schwester!«

Chauveau stand bewundernd da. Er

ſah die ſeltne Entſchloſſenheit der Heldin, und wagte es nicht, weder ſie zur Änderung ihres Entſchluſſes zu bewegen, noch vor dem Bluttribunale ſeinen Schwur zu brechen. Das hohe Gefühl der Unſchuld erhöhte ſeine Beredſamkeit; aber Iphigenia ward verurtheilt. Sie ſtarb mit der Entſchloſſenheit, womit ſie ſich geweihet hatte.

Chauveau hatte in ſeinem Eifer zu ſtark gegen die Blutrichter geſprochen; er ſelbſt ward verdächtig, und nach wenigen Monaten mußte auch er die Blutbühne beſteigen. Aber das ihm vertraute Geheimniß nahm er nicht mit in's Grab.

Er entdeckte es noch vor ſeinem Hingange einem Freunde. »Bewahre es,« ſagte er ihm, »bis beſſere Zeiten Dir erlauben, dies ſeltene Beiſpiel einer weiblichen Aufopferung der Welt bekannt zu

machen, und bei den wenigen Edeln das hohe Gefühl zu wecken, daß auch die neue Zeit ihre Arrias habe.*)«

*) Vergl. das Journal: Friedenspräliminarien VII. S. 376.

IV.

Die Verſöhnung.

Der Calif Abderam erwarb durch den Glanz ſeiner Waffen ſich den Namen des Siegreichen. Nicht bloß ſein Kriegsglück verdiente ihm dieſen Namen; er wußte auch, was oft ſchwerer iſt, über die Launen der Weiber zu ſiegen. Die Schönſten ſagt man, ſind am leichteſten dieſer Krankheit unterworfen. Eine Kleinigkeit entzweite ihn einſtmals mit der Schönſten ſeiner Schönen. Zürnend entfloh Fatime, verſchloß ſich in ihr Gemach, und ſchwur bei allen Houris des Paradieſes, ſie wolle lieber die Thüre zumauern ſehen, als ſie dem Califen je wieder eröffnen.

Das Haupt der Verſchnittenen zitterte über dieſe Reden, als ob es Gotteslästerungen wären. Er eilte, warf ſich zu den Füßen des Fürſten der Gläubigen, und that ihm kund, was die rebelliſche Sclavin zu drohen ſich erfrechet habe. Abderam lächelte. »Geh hin,« ſprach er, »und laß vor der Thür der zürnenden Schöne eine Mauer von Goldſtücken aufthürmen. Heilig verſpreche ich, nicht durch die Mauer zu gehen, es ſey denn, daß Fatime, um ſich etwa der blinkenden Steinchen zu bemächtigen, ſie ſelbſt zerſtören ſollte.«

Man will wiſſen (doch hüte ich mich wohl, die Sage zu verbürgen), daß am nemlichen Abend die Mauer verſchwand, und der Calif durch das geöffnete Pförtchen in der ſchnell verſöhnten Fatime Gemach ſchlich.*)

*) Cardonne hist. d'Afrique et d'Espagne II.

V.

Olympia,

oder

Die Lehre des Unglücks.

Beim Vicomte E. war heute der glänzende Zirkel, der erleſenſte in der Hauptſtadt Frankreichs. Das allgemeine Gewoge der Höflichkeit verrauſchte und die Geſellſchaft trennte ſich allmälig in kleine Kreiſe, die ſich wie abſichtlos um die hervorgeſchobenen Spieltiſche dreheten.

Aber die junge Gräfin O. ſchlug jede ihr dargebotene Karte aus. Mit dem vollen Ausdrucke der Langenweile und des Mißmuths warf ſie ſich auf die ferne Ottomane, und ein tiefer Seufzer hob den ſchönen Buſen.

Schon

Schon hörte man im weiten Saale nichts mehr, als die einzelnen Laute, die von den Zufälligkeiten des Spieles unwillkührlich hervorgelockt wurden, und in dem kleinen Raum um die Ottomane ward es so heimlich, als in dem traulichsten Gemache.

»Aber sagen Sie mir in aller Welt, was ist Ihnen, liebe Gräfin?« so sprach sich nahend die kleine Marquise G. »Wenn Sie seufzen wollen, welcher Ausdruck des Wehgefühls bleibt dann den wirklich Unglücklichen übrig? Die einzige Tochter geliebter Eltern, die Gattin eines Mannes, den ihr Herz wählte, die Mutter von Kindern, die iht Freude machen, — die seufzet?« —

Die Zudringlichkeit der Marquise zeigte sich in so milder, freundlicher Gestalt, daß die Gräfin nicht beleidigt wurde.

»Sie halten mich alſo für glücklich?« ſprach ſie lächelnd. »Sie glauben noch an Glück? Ich wußte lange, daß das, was man Glück nennt, nur eine Chimäre iſt.«

Eine Unbekannte, die ſchweigend der Unterredung zugehört hatte, nahte ſich jetzt mit holdem Ernſte der Gräfin. »Nur ein großes Unglück fehlt Ihnen, um glücklich zu ſeyn,« ſagte ſie.

»Sie machen mich ſchauern,« entgegnete die Gräfin. »Aber Sie ziehen mich zu ſich. Trügt mich nicht meine Ahnung, ſo ſind Sie die Fremde, von der ich ſchon hörte, und über die nur Eine Stimme des Lobes iſt. — Ja, Sie ſind's. Mir iſt's, als kennt' ich Sie ſeit Jahren. Öffnen Sie mir Ihr Herz! Nur ein Unglück, ſagten Sie, fehle mir, um glücklich zu ſeyn?«

»Das ſagte ich. O, es iſt eine grauſame Erfahrung, die mich das lehrte. Viele,

viele fallen beim Überflusse aller Segnungen in die Sattheit des Einerleis. Der blumige Kranz, der sie umschließt, hatte ihnen nicht genug gekostet, und nur an das, was man mit Leiden erlangte, schließt man mit voller Liebe sich an. Tief habe ich das gefühlt, und meines Glückes mich gefreut; aber nicht lange. Ich verlor — ach! was verlor ich nicht? — und — doch fühle ich mich glücklich.«

»Sie reden, wie ein Seneka. Sonst glaubte ich, die Worte der Weisen wären nur — Worte. Aber Ihr Blick, Ihre Stimme macht sie mir zur Wahrheit, auch ehe ich Ihre Geschichte weiß.«

»Ich würde nicht geäußert haben, was ich sagte, wenn ich Ihnen aus meiner Geschichte hätte ein Geheimniß machen wollen. Wünschen Sie's, so erzähle ich sie Ihnen kurz, und gleich hier.«

Alle drängten ſich mit edler Neugier um die Unbekannte herum, und ſie begann:

»Ich verlebte meine frühere Jugendjahre in Überfluß. Mein Vater war ein reicher Kaufmann in Genua. Mit jedem Jahre wuchs ſein Vermögen und mit dem Vermögen ſeine Familie. Aber von zehen Kindern blieb ich allein am Leben. Auf meine Perſon ſammelte ſich nun die Liebe der Eltern, und ich wuchs unter ihren Augen auf, in der Erwartung der glänzendſten Erbſchaft. Die Erziehung, die ich genoß, und einige Wohlgeſtalt hoben noch jene Vortheile. Ich ward der Gegenſtand der Wünſche des erſten Adels von Genua. Meine Eltern, die die Wahl hatten unter den vielen, beſtimmten mich für den Erben eines der erſten Nobile's. Aber gar anders entſchied die Liebe.

Mein Vater hatte in Smyrna ein gro-

ßes Handelshaus, und jedes Jahr kam der Sohn ſeines dortigen Handelsgenoſſen in Geſchäften nach Genua. Antonio, ſo hieß der junge Mann, der über das Schickſal meines Lebens zu entſcheiden beſtimmt war, Antonio gewann mich lieb. Dieſelbe Neigung glühte auch in mir, und unſre Herzen waren auf ewig verbunden. Antonio nährte geheim die Flamme, die ihn verzehrte. Er, traurig und ehrfurchtsvoll, ich, furchtſam und verlegen, ſo blieben wir entfernt, und wurden beide das Opfer einer ſiegenden Leidenſchaft. Der ſchöne Frohſinn des Jugendalters entwich, und an ſeine Stelle trat der ernſtere Charakter wahrer Leidenſchaft, die aus Aug' und Miene ſprach.

Antonio mußte nach Smyrna zurück. Mit dem großen Geheimniſſe ſeines Herzens beladen, ſchied er. Es fehlte ihm an Kraft, ſich mir zu entdecken.

Ich tadelte, ich haßte ihn faſt wegen dieſer grauſamen Zurückhaltung. Ich zerfloß in Thränen. Thränen der Empfindlichkeit, des Unmuths, des Zorns glaubt' ich zu weinen; Es waren Thränen der Liebe.

Ein Billet, das mir auf einem Spaziergange ein Knabe zuſteckte, überraſchte mich in dieſem Zuſtande. Ich verbarg es, ich eilte auf mein Zimmer, und erfuhr, was ich ſchon wußte. Mit Flammenſchrift ſtand es da: er liebte mich. — »Und doch konnte er mich verlaſſen, ſich mir entreiſſen, ſich dem Meer anvertrauen, ein Jahr lang von mir entfernt ſeyn! Nie vielleicht ſeh' ich ihn wieder, und der Unglückliche erfuhr nicht einmal, daß ich ihn liebte.«

So wogte es in meiner Seele. Ich erkrankte. Die Zärtlichkeit meiner Eltern rief mich in's Leben zurück, mehr noch ein zweiter Brief Antonio's. Die Flamme wah-

rer Liebe lodert nur höher durch die Entfernung. Er brannte vor Ungeduld, zu erfahren, ob er hoffen dürfe, ob Leben oder Tod sein Loos sey?

Wie hätte ich ihn tödten können? Ich opferte mich ihm auf und schrieb, daß ich für's Leben die Seinige sey.

Achtzehn Jahre war ich alt, als ich so über mein Schicksal entschied, zu einer Zeit entschied, da mein Vater ernstlich darauf dachte, mit dem Genuesischen Nobile mich zu verbinden. In ähnlichen kritischen Lagen pflegen sich die Leichtsinnigen unsers Geschlechts in ein Geheimniß einzuhüllen. Sie weinen, und entfernen die verhaßte Ehe, die ihnen vorgeschlagen wird. Schon ist dann die Liebe verrathen, und das Ende ist, daß sie dem Manne die Hand geben, den sie Anfangs haßten.

Ich war aufrichtiger. Freimüthig ent-

IV.

Die Verſöhnung.

Der Calif Abderam erwarb durch den Glanz ſeiner Waffen ſich den Namen des Siegreichen. Nicht bloß ſein Kriegsglück verdiente ihm dieſen Namen; er wußte auch, was oft ſchwerer iſt, über die Launen der Weiber zu ſiegen. Die Schönſten ſagt man, ſind am leichteſten dieſer Krankheit unterworfen. Eine Kleinigkeit entzweite ihn einſtmals mit der Schönſten ſeiner Schönen. Zürnend entfloh Fatime, verſchloß ſich in ihr Gemach, und ſchwur bei allen Houris des Paradieſes, ſie wolle lieber die Thüre zumauern ſehen, als ſie dem Califen je wieder eröffnen.

Das Haupt der Verschnittenen zitterte über diese Reden, als ob es Gotteslästerungen wären. Er eilte, warf sich zu den Füßen des Fürsten der Gläubigen, und that ihm kund, was die rebellische Sclavin zu drohen sich erfrechet habe. Abderam lächelte. »Geh hin,« sprach er, »und laß vor der Thür der zürnenden Schöne eine Mauer von Goldstücken aufthürmen. Heilig verspreche ich, nicht durch die Mauer zu gehen, es sey denn, daß Fatime, um sich etwa der blinkenden Steinchen zu bemächtigen, sie selbst zerstören sollte.«

Man will wissen (doch hüte ich mich wohl, die Sage zu verbürgen), daß am nemlichen Abend die Mauer verschwand, und der Calif durch das geöffnete Pförtchen in der schnell versöhnten Farime Gemach schlich.*)

*) Cardonne hist. d'Afrique et d'Espagne II.

V.

Olympia,

oder

Die Lehre des Unglücks.

Beim Beginne E. war heute der glänzende Zirkel, der auserlesenste in der Hauptstadt Frankreichs. Das allgemeine Gewoge der Höflichkeit verraufchte und die Gesellschaft trennte sich allmälig in kleine Kreise, die sich wie abgebrochen um die hervorgeschobenen Spieltische drehten.

Aber die junge Gräfin O. schlug jede ihr dargebotene Karte aus. Mit dem vollen Ausdrucke der Langeweile und des Mißmuths warf sie sich auf die ferne Ottomane, und ein tiefer Seufzer hob den schönen Busen.

Schon

Schon hörte man im weiten Saale nichts mehr, als die einzelnen Laute, die von den Zufälligkeiten des Spieles unwillkührlich hervorgelockt wurden, und in dem kleinen Raum um die Ottomane ward es so heimlich, als in dem traulichsten Gemache.

»Aber sagen Sie mir in aller Welt, was ist Ihnen, liebe Gräfin?« so sprach sich nahend die kleine Marquise G. »Wenn Sie seufzen wollen, welcher Ausdruck des Wehgefühls bleibt dann den wirklich Unglücklichen übrig? Die einzige Tochter geliebter Eltern, die Gattin eines Mannes, den ihr Herz wählte, die Mutter von Kindern, die ihr Freude machen, — die seufzet?« —

Die Zudringlichkeit der Marquise zeigte sich in so milder, freundlicher Gestalt, daß die Gräfin nicht beleidigt wurde.

ſah die ſeltne Entſchloſſenheit der Heldin, und wagte es nicht, weder ſie zur Änderung ihres Entſchluſſes zu bewegen, noch vor dem Bluttribunale ſeinen Schwur zu brechen. Das hohe Gefühl der Unſchuld erhöhte ſeine Beredſamkeit; aber Iphigenia ward verurtheilt. Sie ſtarb mit der Entſchloſſenheit, womit ſie ſich geweihet hatte.

Chauveau hatte in ſeinem Eifer zu ſtark gegen die Blutrichter geſprochen; er ſelbſt ward verdächtig, und nach wenigen Monaten mußte auch er die Blutbühne beſteigen. Aber das ihm vertraute Geheimniß nahm er nicht mit in's Grab.

Er entdeckte es noch vor ſeinem Hingange einem Freunde. »Bewahre es,« ſagte er ihm, »bis beſſere Zeiten Dir erlauben, dies ſeltene Beiſpiel einer weiblichen Aufopferung der Welt bekannt zu

machen, und bei den wenigen Edeln das hohe Gefühl zu wecken, daß auch die neue Zeit ihre Arrias habe.*)«

*) Vergl. das Journal: Friedenspräliminarien VII. S. 376.

IV.

Die Versöhnung.

Der Calif Abderam erwarb durch den Glanz seiner Waffen sich den Namen des Siegreichen. Nicht bloß sein Kriegsglück verdiente ihm diesen Namen; er wußte auch, was oft schwerer ist, über die Launen der Weiber zu siegen. Die Schönsten sagt man, sind am leichtesten dieser Krankheit unterworfen. Eine Kleinigkeit entzweite ihn einstmals mit der Schönsten seiner Schönen. Zürnend entfloh Fatime, verschloß sich in ihr Gemach, und schwur bei allen Houris des Paradieses, sie wolle lieber die Thüre zumauern sehen, als sie dem Califen je wieder eröffnen.

Das Haupt der Verſchnittenen zitterte über dieſe Reden, als ob es Gotteslästerungen wären. Er eilte, warf ſich zu den Füßen des Fürſten der Gläubigen, und that ihm kund, was die rebelliſche Sclavin zu drohen ſich erfrechet habe. Abderam lächelte. »Geh hin,« ſprach er, »und laß vor der Thür der zürnenden Schöne eine Mauer von Goldſtücken aufthürmen. Heilig verſpreche ich, nicht durch die Mauer zu gehen, es ſey denn, daß Fatime, um ſich etwa der blinkenden Steinchen zu bemächtigen, ſie ſelbſt zerſtören ſollte.«

Man will wiſſen (doch hüte ich mich wohl, die Sage zu verbürgen), daß am nemlichen Abend die Mauer verſchwand, und der Calif durch das geöffnete Pförtchen in der ſchnell verſöhnten Fatime Gemach ſchlich.*)

*) Cardonne hist. d'Afrique et d'Espagne II.

an; und als ſie ſtarb, ward das Siegeszeichen in der Dominikanerkirche über ihrem Grab aufgehängt, wo ſie den ſpäten Nachkommen zeuget: Beauvais Retterin war Hachette!*)

Sie war eine zweite Johanna d'Arc. Die Bewunderung mag man den männlichen Schönen nicht verſagen; aber mit ih-

*) Memoires de Ph. de Comines. Paris 1747. 4. Tom. III. p 203. ſq. Hier finden ſich auch des Königs Lettres patentes, portant exemtions de droits et impositons pour les habitans de Beauvais; ferner: procession ordonnée en la ville de Beauvais en memoire de la levée du siege et permision aux femmes et filles de preceder les hommes en la dite procession. Das Mädchen, welches die Burgundiſche Standarte nahm, wird in obiger Beſchreibung Jeanne Fourquet genannt. Beſungen iſt die Heldin in den Mois des edlen Dichters Roucher (II. p. 85 und 147.) Die Gattin dieſes Dichters, der unter Robespierre's Tyrannei fiel, ſtammte von Hachette ab, unter welchem Namen die Retterin Beauvais am bekannteſten iſt.

nen ſympathiſiren kann, ſelten wenigſtens, ein weibliches Herz.

Aber dies weibliche Mitgefühl möchte ich für eine neuere Heldin in Anſpruch nehmen. Die erſte Geſchichte war aus der Königszeit. Die zweite iſt aus der Zeit der Republik.

Viele Opfer fielen der Revolution, dieſem Ungeheuer, das, gleich dem Saturn, ſeine Kinder fraß, und — goldne Zeiten verhieß. Aber wenige Opfer waren mir rührender, als die, welche die Familie Deſille brachte. Der Bruder gab, bei Nanci männlich ſich hin, um Bürgerblut zu retten; weiblich opferte die Schweſter ſich auf für die Schweſter.

Einſam und beſchränkt und in ſich ſelbſt gekehrt lebten nach des Bruders Heldentode, von wenigen gekannt, ſeine Schweſtern in Bretagne, die eine, Mutter von vier

Kindern, die andere, ehelos. Zwar liebte sie einen Jüngling; aber sie verhehlte ihre Liebe, damit er nicht ihre Hand fordre. Wie kann ich, dachte sie, in den Stürmen der Zeit eine Verbindung schließen, die jeder Windstoß zerreissen und mich unglücklich machen kann? Ruhig harrten sie alle der Zukunft, und vertrauten der Vorsehung, die eine National Calamität zuließ, um durch sie vielleicht das Nationalverderbniß zu heilen.

Aber fürchterlich war der Sturm, der bald auch ihre Ruhe störte. Robespierre's Donner rollten über das zitternde Frankreich. Doch weniger zitterte die Bretagne. Das Schrecken, welches der Tyrann verbreitete, stärkte die Bewohner in ihrer kühnen Empörung gegen die Obermacht. Plötzlich erschien ein Befehl, daß dreißig genannte Verdächtige nach Paris vor das

Blutgericht gebracht werden ſollten. Unter ihnen war die eheloſe Iphigenia Deſille. Iphigenia ward dem Kreiſe der weinenden Ihren ohne Erbarmen entriſſen, und nach Paris gefangen geführt. Bei dem Verhör legte man ihr einen Brief, »Deſille« gezeichnet, vor, welcher die Bekanntſchaft mit einem Königlich geſinnten verrieth. »Iſt die ferne Bekanntſchaft Verrath?« ſo fragte man ſie. — »Nicht, was aus dem Briefe folgt, ſondern ob Du ihn anerkenneſt, wollen wir wiſſen.« — »Wohl kenne ich den Brief,« ſo ſprach ſie entſchloſſen; »doch ehe ihr verurtheilet, gebt mir einen Vertheidiger!« Der edle Rechtsgelehrte Chauveau war's, der ſie am folgenden Tage im Kerker beſuchte, und ſich theilnehmend zu ihr ſetzte, um ihre Vertheidigungsgründe zu hören. »Ich traue Ihnen,« ſprach Iphigenia, »daß Sie alles

zu meiner Rettung anwenden werden. Sie haben die Verhandlungen geleſen, was ahnen Sie?«

»Es iſt durchaus nichts wider Sie, als der fatale Brief, deſſen Unterſchrift ſie anerkannten,« ſagte Chauveau.

»Aber der Brief enthält doch nichts, als daß die Schreiberin einen Verdächtigen kannte.« — »Außer den Revolutionszeiten würde er als unbeweiſend verworfen und meine Clientin ſofort befreiet werden. Aber« —

»Ich verſtehe, und mein Entſchluß iſt gefaſſet. Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft! Ich bin unſchuldig; es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den aus dem Briefe entſtehenden Verdacht zu entfernen. Aber mit noch mehr Kraft werden Sie für mich ſprechen, wenn ich Sie zuvor über-

zeuge, daß nicht einmal das, was die Tyrannen Schuld nennen, auf mir hafte. Doch schwören Sie mir, daß Sie von den Umständen, die ich Ihnen eröffnen will, keinen Gebrauch machen wollen.«

»Ich begreife Sie zwar nicht; aber ich schwöre es.«

»Wissen Sie dann, nicht ich, meine Schwester schrieb den Brief, der uns den Tod drohet. Kein billiges Tribunal kann uns verurtheilen; aber geschieht es, so will ich für meine Schwester sterben. Ich bin so glücklich, ledig zu seyn; aber vier unerzogene Kinder meiner Schwester fordern ihre Mutterpflicht, und in unseren unglücklichen Zeiten ist ihnen diese Pflege doppelt unentbehrlich. Ich sterbe für meine Schwester!«

Chauveau stand bewundernd da. Er

ſah die ſeltne Entſchloſſenheit der Heldin, und wagte es nicht, weder ſie zur Änderung ihres Entſchluſſes zu bewegen, noch vor dem Bluttribunale ſeinen Schwur zu brechen. Das hohe Gefühl der Unſchuld erhöhte ſeine Beredſamkeit; aber Iphigenia ward verurtheilt. Sie ſtarb mit der Entſchloſſenheit, womit ſie ſich geweihet hatte.

Chauveau hatte in ſeinem Eifer zu ſtark gegen die Blutrichter geſprochen; er ſelbſt ward verdächtig, und nach wenigen Monaten mußte auch er die Blutbühne beſteigen. Aber das ihm vertraute Geheimniß nahm er nicht mit in's Grab.

Er entdeckte es noch vor ſeinem Hingange einem Freunde. »Bewahre es,« ſagte er ihm, »bis beſſere Zeiten Dir erlauben, dies ſeltene Beiſpiel einer weiblichen Aufopferung der Welt bekannt zu

machen, und bei den wenigen Edeln das hohe Gefühl zu wecken, daß auch die neue Zeit ihre Arrias habe.*)«

*) Vergl. das Journal: Friedenspräliminarien VII. S. 376.

IV.

Die Versöhnung.

Der Calif Abderam erwarb durch den Glanz seiner Waffen sich den Namen des Siegreichen. Nicht bloß sein Kriegsglück verdiente ihm diesen Namen; er wußte auch, was oft schwerer ist, über die Launen der Weiber zu siegen. Die Schönsten sagt man, sind am leichtesten dieser Krankheit unterworfen. Eine Kleinigkeit entzweite ihn einstmals mit der Schönsten seiner Schönen. Zürnend entfloh Fatime, verschloß sich in ihr Gemach, und schwur bei allen Houris des Paradieses, sie wolle lieber die Thüre zumauern sehen, als sie dem Califen je wieder eröffnen.

Das Haupt der Verſchnittenen zitterte über dieſe Reden, als ob es Gotteslästerungen wären. Er eilte, warf ſich zu den Füßen des Fürſten der Gläubigen, und that ihm kund, was die rebelliſche Sclavin zu drohen ſich erfrechet habe. Abderam lächelte. »Geh hin,« ſprach er, »und laß vor der Thür der zürnenden Schöne eine Mauer von Goldſtücken aufthürmen. Heilig verſpreche ich, nicht durch die Mauer zu gehen, es ſey denn, daß Fatime, um ſich etwa der blinkenden Steinchen zu bemächtigen, ſie ſelbſt zerſtören ſollte.«

Man will wiſſen (doch hüte ich mich wohl, die Sage zu verbürgen), daß am nemlichen Abend die Mauer verſchwand, und der Calif durch das geöffnete Pförtchen in der ſchnell verſöhnten Fatime Gemach ſchlich.*)

*) Cardonne hist. d'Afrique et d'Espagne II.

V.

Olympia,

oder

Die Lehre des Unglücks.

Beim Vicomte E. war heute der glänzende Zirkel, der erleſenſte in der Hauptſtadt Frankreichs. Das allgemeine Gewoge der Höflichkeit verrauſchte und die Geſellſchaft trennte ſich allmä ig in kleine Kreiſe, die ſich wie abſichtlos um die hervorgeſchobenen Spieltiſche dreheten.

Aber die junge Gräfin D. ſchlug jede ihr dargebotene Karte aus. Mit dem vollen Ausdrucke der Langenweile und des Mißmuths warf ſie ſich auf die ferne Ottomane, und ein tiefer Seufzer hob den ſchönen Buſen.

Schon

Schon hörte man im weiten Saale nichts mehr, als die einzelnen Laute, die von den Zufälligkeiten des Spieles unwillkührlich hervorgelockt wurden, und in dem kleinen Raum um die Ottomane ward es so heimlich, als in dem traulichsten Gemache.

»Aber sagen Sie mir in aller Welt, was ist Ihnen, liebe Gräfin?« so sprach sich nahend die kleine Marquise G. »Wenn Sie seufzen wollen, welcher Ausdruck des Wehgefühls bleibt dann den wirklich Unglücklichen übrig? Die einzige Tochter geliebter Eltern, die Gattin eines Mannes, den ihr Herz wählte, die Mutter von Kindern, die iht Freude machen, — die seufzet?« —

Die Zudringlichkeit der Marquise zeigte sich in so milder, freundlicher Gestalt, daß die Gräfin nicht beleidigt wurde.

»Sie halten mich also für glücklich?« sprach sie lächelnd. »Sie glauben noch an Glück? Ich wußte lange, daß das, was man Glück nennt, nur eine Chimäre ist.«

Eine Unbekannte, die schweigend der Unterredung zugehört hatte, nahte sich jetzt mit holdem Ernste der Gräfin. »Nur ein großes Unglück fehlt Ihnen, um glücklich zu seyn,« sagte sie.

»Sie machen mich schauern,« entgegnete die Gräfin. »Aber Sie ziehen mich zu sich. Trügt mich nicht meine Ahnung, so sind Sie die Fremde, von der ich schon hörte, und über die nur Eine Stimme des Lobes ist. — Ja, Sie sind's. Mir ist's, als kennt' ich Sie seit Jahren. Öffnen Sie mir Ihr Herz! Nur ein Unglück, sagten Sie, fehle mir, um glücklich zu seyn?«

»Das sagte ich. O, es ist eine grausame Erfahrung, die mich das lehrte. Viele,

viele fallen beim Überfluſſe aller Segnungen in die Sattheit des Einerleis. Der blumige Kranz, der ſie umſchließt, hatte ihnen nicht genug gekoſtet, und nur an das, was man mit Leiden erlangte, ſchließt man mit voller Liebe ſich an. Tief habe ich das gefühlt, und meines Glückes mich gefreut; aber nicht lange. Ich verlor — ach! was verlor ich nicht? — und — doch fühle ich mich glücklich.«

»Sie reden, wie ein Seneka. Sonſt glaubte ich, die Worte der Weiſen wären nur — Worte. Aber Ihr Blick, Ihre Stimme macht ſie mir zur Wahrheit, auch ehe ich Ihre Geſchichte weiß.«

»Ich würde nicht geäußert haben, was ich ſagte, wenn ich Ihnen aus meiner Geſchichte hätte ein Geheimniß machen wollen. Wünſchen Sie's, ſo erzähle ich ſie Ihnen kurz, und gleich hier.«

Alle drängten ſich mit edler Neugier um die Unbekannte herum, und ſie begann:

»Ich verlebte meine frühere Jugendjahre in Überfluß. Mein Vater war ein reicher Kaufmann in Genua. Mit jedem Jahre wuchs ſein Vermögen und mit dem Vermögen ſeine Familie. Aber von zehen Kindern blieb ich allein am Leben. Auf meine Perſon ſammelte ſich nun die Liebe der Eltern, und ich wuchs unter ihren Augen auf, in der Erwartung der glänzendſten Erbſchaft. Die Erziehung, die ich genoß, und einige Wohlgeſtalt hoben noch jene Vortheile. Ich ward der Gegenſtand der Wünſche des erſten Adels von Genua. Meine Eltern, die die Wahl hatten unter den vielen, beſtimmten mich für den Erben eines der erſten Nobile's. Aber gar anders entſchied die Liebe.

Mein Vater hatte in Smyrna ein gro-

ßes Handelshaus, und jedes Jahr kam der Sohn ſeines dortigen Handelsgenoſſen in Geſchäften nach Genua. Antonio, ſo hieß der junge Mann, der über das Schickſal meines Lebens zu entſcheiden beſtimmt war, Antonio gewann mich lieb. Dieſelbe Neigung glühte auch in mir, und unſre Herzen waren auf ewig verbunden. Antonio nährte geheim die Flamme, die ihn verzehrte. Er, traurig und ehrfurchtsvoll, ich, furchtſam und verlegen, ſo blieben wir entfernt, und wurden beide das Opfer einer ſiegenden Leidenſchaft. Der ſchöne Frohſinn des Jugendalters entwich, und an ſeine Stelle trat der ernſtere Charakter wahrer Leidenſchaft, die aus Aug' und Miene ſprach.

Antonio mußte nach Smyrna zurück. Mit dem großen Geheimniſſe ſeines Herzens beladen, ſchied er. Es fehlte ihm an Kraft, ſich mir zu entdecken.

Ich tadelte, ich haßte ihn faſt wegen dieſer grauſamen Zurückhaltung. Ich zerfloß in Thränen. Thränen der Empfindlichkeit, des Unmuths, des Zorns glaubt' ich zu weinen; Es waren Thränen der Liebe.

Ein Billet, das mir auf einem Spaziergange ein Knabe zuſteckte, überraſchte mich in dieſem Zuſtande. Ich verbarg es, ich eilte auf mein Zimmer, und erfuhr, was ich ſchon wußte. Mit Flammenſchrift ſtand es da: er liebte mich. — »Und doch konnte er mich verlaſſen, ſich mir entreiſſen, ſich dem Meer anvertrauen, ein Jahr lang von mir entfernt ſeyn! Nie vielleicht ſeh' ich ihn wieder, und der Unglückliche erfuhr nicht einmal, daß ich ihn liebte.«

So wogte es in meiner Seele. Ich erkrankte. Die Zärtlichkeit meiner Eltern rief mich in's Leben zurück, mehr noch ein zweiter Brief Antonio's. Die Flamme wah-

rer Liebe lodert nur höher durch die Entfernung. Er brannte vor Ungeduld, zu erfahren, ob er hoffen dürfe, ob Leben oder Tod sein Loos sey?

Wie hätte ich ihn tödten können? Ich opferte mich ihm auf und schrieb, daß ich für's Leben die Seinige sey.

Achtzehn Jahre war ich alt, als ich so über mein Schicksal entschied, zu einer Zeit entschied, da mein Vater ernstlich darauf dachte, mit dem Genuesischen Nobile mich zu verbinden. In ähnlichen kritischen Lagen pflegen sich die Leichtsinnigen unsers Geschlechts in ein Geheimniß einzuhüllen. Sie weinen, und entfernen die verhaßte Ehe, die ihnen vorgeschlagen wird. Schon ist dann die Liebe verrathen, und das Ende ist, daß sie dem Manne die Hand geben, den sie Anfangs haßten.

Ich war aufrichtiger. Freimüthig ent-

deckte ich meinen Eltern mein Herz, und den Schritt, wozu es mich hingeriſſen hatte. Ich wußte es, wie zärtlich ſie mich liebten, und um ſo unerwarteter war mir daher ihr Zorn, in den ſie beim Namen Antonio ausbrachen.

»Der junge Mann ohne Glücksgüter, ohne Anſprüche, der ſollte in die Stelle des Enkels eines Doge treten? Das ſey ferne!« rief mein Vater. Seine reizende Figur, ſein warmes Herz, ſeine reine Liebe, alles, was ihn mir ſchätzbar machte, galten ihm nichts. Er ſchrieb an den Vater Antonio's, meine Verbindung mit dem Genueſer ſey unwiderruflich, und er möge ſeinen Sohn, der eitle Anſprüche an mich mache, nicht wieder nach Genua ſchicken.

Ich mußte meine Mutter auf's Land begleiten. Wir bezogen eine Wohnung am Fuß der Bocchetta. Die Rauhigkeit der

Berge und die Unmöglichkeit, hier Nachrichten von Smyrna zu erhalten, ſollten mich, hoffte man, von meiner noch jungen Leidenſchaft heilen. Aber vergebens. Die Einſamkeit erhöhte nur die Liebe und umringte ſie mit einer ſüßen Schwärmerei, die mein einziger Troſt war.

Eines Tages, da ich meinen Lieblingsſpaziergang beſuchte, und auf einer Höhe der Borchetta dem Rauſchen eines Waſſerfalls horchte, ſah ich fern einen Mann einſam den Hügel hinanklimmen. O wäre er's! ſo flüſterte mir gleich das bedrängte Herz; und Thränen füllten das dämmernde Auge. Er war's! Antonio war's. Er ſelbſt lag zu meinen Füßen; ich netzte ihn mit meinen Thränen. »Noch einmal, Olympia! noch einmal mußt' ich Dich ſehen!« ſtammelte er. »Nach Barcellona geht meine Reiſe. Dahin ſendet mich mein Vater.

Aber hieher treibt mich mein Herz. Von Dir ſelbſt muß ich hören, ob ich auf immer Dich laſſen ſoll.«

Ihn verbannen, den innig Liebenden, wie konnt' ich das? Er war Zeuge meiner Gefühle, die ganz in die ſeinigen floſſen. Wir fühlten uns glücklich, wie es Sterbliche ſeyn können. Wir vergoßen die Welt; nur nicht die Tugend, die uns heilig blieb. Wir vergaßen die Welt: wie hätten wir der Dämmerung gewahren ſollen, die ſich allmälig um uns verbreitete?

Unbemerkt von uns hatte lange meine Mutter in der Nähe geweilet, und war die Zeugin unſerer Herzensergießung geweſen. Jezt entdeckte ich ſie. Mit einem Schrei erhob ich mich und ſank in ihre Arme.

»Leichtſinnige!« das war das einzige Wort, was ſie mir ſagte. Aber dies ein-

zige Wort, mit Mutterernſt geſprochen, und das tiefe Schmerzgefühl, das Stirn und Aug' umwölkte, brachte mich zur vollen Erkenntniß meiner Pflicht. »Leichtſinnige!« noch tönt das Wort in meinem Innern wieder. Ich folgte der Mutter zurück in die Wohnung; doch nicht ohne den Blick nach Antonio zu wenden. Von Pflichtdurchdrungen, folgt' ich ruhig, ſo lang ich Antonio noch erblickte. Als er aus meinen Augen ſchwand, da ſiegte wieder die Leidenſchaft. Mit Erbarmen ſah meine Mutter auf den Kampf, dem ich erlag. Kein Weib ſieht ohne Rührung die Qualen eines Weibes, wenn Liebe ſie ſchuf. Iſt das Weib Mutter zugleich, o dann erbarmt ſie ſich, und hilft.

»Wo blieb Antonio? Iſt er an's Meer zurückgegangen? Treibt ihn die Verzweiflung im Gebirg' umher? Was wird aus

ihm, was aus mir werden? »Dieſe Gedanken trieben mich wild umher und kein Schlaf ſenkte ſich auf meine Augenlieder. Die gute Mutter theilte meine Unruhe. Früh Morgens erſtieg ſie einſam die Höhe, wo ſie mich von Antonio getrennet hatte. Sie fand ihn nicht. Aber ein Ziegenhirt erzählte ihr, ein Mann, mit irrem Blicke ſey von Sardiniſchen Soldaten, die ihn für einen Spion gehalten, aufgefangen und nach Alexandrien gebracht worden.

Meine Mutter zweifelte keinen Augenblick, Antonio ſey der Gefeſſelte. Mit der innigſten Theilnahme ſank ſie mir an den Buſen, entdeckte mir den unglücklichen Zufall und verſprach ihre Hülfe, ihn zu befreien. Ich, wunderbar! ich mußte ſie tröſten. »Er lebt; er iſt nicht über Meer; er iſt mir nah; er weckt die innige Theilnahme der Mutter; er wird mein ſeyn!«

Das waren die lichten Gedanken, die das Dunkel meiner Seele erhellten.

Meine Mutter hielt ihre Zusage. Sie hatte Verwandte in Alexandrien. Ihnen schrieb sie auf der Stelle, und leicht erhielt sie für den Sohn des Handelsgenossen ihres Gemahls die gewünschte Entlassung. Nach vier Tagen der quälendsten Unruhen kam Antonio selbst, seiner Befreierin zu danken. Er war nun gleichsam das Geschöpf meiner Mutter, und, o der Wonne! ich empfing ihn aus ihren Händen Die Gefangenschaft, die er, um mich zu sehen, erduldet hatte, machte ihn in meinen Augen noch liebenswürdiger. Meine Mutter fühlte es tief, ich könne nicht glücklich seyn ohne ihn; und so ward fest ihr Entschluß, meines Vaters Widerstand zu besiegen und uns zu vereinigen. Nie vergeß' ich die Worte, die nach den ersten Stürmen der Leidenschaft

sie uns sagte: »Meine Kinder!« sprach sie, »denn lieber Antonio! von diesem Augenblick an giebt mein Herz auch Dir diesen Namen; Ich bin Eure Vertraute, Eure Freundin! Eure Mutter bin ich; dieser süße Name fasset alles in sich. Immer möcht' ich Euch bleiben, was ich jetzt bin. So vertraut Euch mir denn ganz! Leiten will ich Eure Unerfahrenheit, und Eure Tugend befestigen. Ihr sollt mir Euer Glück verdanken. Aber Ihr müßt meine Stimme hören und ihr folgen. Eile, Antonio, Deines Vaters Geschäfte in Barcellona zu vollbringen. Während Deiner Abwesenheit such' ich Olympia's Vater für Dich zu gewinnen. Denn vergiß nie, daß Du nur aus seiner Hand meine Tochter empfangen kannst. Ich entlasse Dich mit der heiligen Versicherung, daß Du eine treue Freundin zurücklässest, die für Dein Wohl sorget. Denn Dein

Wohl, das fühl' ich, ist auch das Wohl meiner Tochter, und das meinige. Die Trennung ist schwer, Antonio; aber unerträglich nicht, wenn Liebe und Hoffnung und der Mutter Seegen die Geleiterinnen sind.« So sprach sie. Der Ton ihrer himmlischen Stimme schallt noch in meinen Ohren.

Antonio verließ uns und folgte seinem Berufe. Meine zärtliche Mutter hielt, was sie versprach. Sie lockte meinen Vater in die Einsamkeit der Borchetta, wo fern von Genua's Palästen der Ehrgeiz in der großen Natur sich verlor, und Raum gab dem Menschensinn. Hier ertrug er's, als meine Mutter mit ihm erst von dem nicht zu besiegenden Widerwillen redete, den ich gegen seinen Genuesischen Nobile hegte; hier ertrug er's, daß der Name Antonio wieder vor ihm genannt wurde. Und —

(unvergeßlich bleibt mir die Scene) als wir eines Abends im Anblick des Kataraks an der Stelle saßen, wo Antonio mich überraschte, da wagte meine Mutter den Ausruf: »Du vermagst nicht, den Sturz des Wasserfalls zu hemmen; und hemmen wolltest Du die gewaltige Leidenschaft, der eine höhere Natur ihre Bahn vorzeichnet? An dieser Stelle sah ich sie in ihrer Kraft.« — Jetzt erzählte sie, wie Antonio's Liebe sich den Weg zu mir bahnte, wie er für mich ein Gefangener ward, wie er folgsam seinen Beruf erfüllte. »Antonio ist ein edler Mann! Willst Du Deiner Tochter Glück, so gieb ihr den Jüngling!« Ich hing an des Gerührten Halse, meine Thränen netzten seine Wangen; besiegt war der Vater, und ich — die glücklichste Sterbliche.

Antonio führte seines Vaters Geschäft mit Glück. Durch ihn ward er nach weni-

wenigen Jahren der reichste Kaufmann im Archipel.

Antonio ward mein. O Sie, zu der ich rede, ohne Kampf erhielten Sie den Mann, den Sie liebten. Sie fassen nicht das Entzücken, das nach so viel Stürmen glückliche Tage gewähret. Sie fassen nicht die Wonne, die uns durchströmte, als nun in ruhigem Vereine, den die Ehe vergönnt, Antonio und ich die Stellen suchten und fanden, die unsre Liebe heiligte. Stundenlang ruhten wir am Hügel der Bocchetta im Anblick des Wasserfalls, dem Bilde unsrer siegenden Liebe; und nie wurden wir müde, unsers Lebens kleinste Begegnisse zu wiederholen, denen die Liebe Werth gab.

Zwei Jahre verliefen so im vollen Lebensgenusse; denn auch nicht an dem Segen, der ihn vollendet, gebrach es uns. Ich ward Mutter eines Kindes.

Aber ach! wie kurz dauerte unſer Glück! Die Erinnerung hat mich ſo ſehr mit meinem Unglück befreundet, daß ich's Ihnen nicht blos mit trocknem Auge, nein, mit anſcheinender Kälte erzählen kann, als läſe ich ein Zeitungsblatt.

Mein Gemahl ward von dem Genueſiſchen Nobile, der um meine Hand warb, und den ich verſchmähte, ermordet. Man brachte mir die blutige Leiche, und ich überlebte es. Noch knüpfte mich mein Kind, das Ebenbild des Vaters, an's Daſeyn, und die Zärtlichkeit der beſten Mutter hielt mich aufrecht. Meine Seufzer fanden ein williges Ohr, und die mütterliche Theilnahme linderte meinen Schmerz.

Aber es war meine Beſtimmung, daß ich alles Troſtes, aller Güter, aller Freuden des Lebens beraubt werden ſollte. In weniger als ſechs Monaten verlor ich mit

Antonio meinen Vater und mein Kind. Meine Mutter blieb mir; aber auch sie sah ich sterben in meinen Armen; und, was mein Mißgeschick vollendete, ich verlor meinen Reichthum. Meines Vaters großes Gut war verschwunden, als man nach seinem Tode das Chaos entwirret hatte.

Arm verließ ich die Bocchetta, und flüchtete in die Provence, wo ich nahe bei Entrevaux von den geretteten Überbleibseln eines großen Vermögens lebte. Wie alles erschöpft war, verließ ich auch diese Gegend, und wanderte mit veränderter Kleidung, in der Absicht, durch Mägdedienst mein Brot zu erwerben, in die Gegend von Antibes. Als ich hier unter einem Olivenbaume ruhete und meine Thränen flossen, nahte sich mir ein guter Pfarrer, der mich beobachtet hatte. Er erbarmte sich meiner, und führte mich in seine Woh-

nung in der Nähe des Meeres. Getreulich diente ich ihm. Der treffliche Charakter des Mannes erleichterte mir die Mühseligkeit des ungewohnten Geschäftes. Er war ein praktischer Philosoph, wie ich ihn nie gefunden hatte. Das Unglück war mein erster Lehrer gewesen. Der zweite ward der gute Pfarrer. Meine ernste Melancholie schien ihm Anfangs Furchtsamkeit zu seyn; die kleinen Kenntnisse, die ich meiner Erziehung dankte, schrieb er meiner natürlichen Fähigkeit zu. So wie ich mit töchterlicher Zärtlichkeit ihm diente, so liebte er mich wie ein Vater. Ich speisete mit ihm; ich war die Freundin seiner Freunde. In der ganzen Gegend genoß ich die allgemeine Achtung. Meine Entfernung von Tanz und andern rauschenden Vergnügungen flößte vielen eine Art von Verehrung für mich ein. Kurz, ich begann bei diesem

tugendhaften Manne ein neues Leben, und ächte Religiosität durchdrang meine Seele. Ich erhob mich allmälig zu dem hohen Ziele der Ergebung, und ich fühlte mich frei in der Dienstbarkeit.

Selten nur flossen noch Thränen, dieser letzte Tribut, den ich der Erde zollte. Aber nicht unbemerkt von dem weisen Pfarrer flossen die Thränen. Er beobachtete meine unwillkührlichen Seufzer; er hatte ein Ohr für den Ton des Schmerzes, den großes Leiden auf immer der Stimme mittheilet. Alles überzeugte ihn endlich, daß ich nicht für den Stand geboren sey, dem ich mich gewidmet hatte.

»Erneſtine!« (dies war der Name, mit dem er mich nannte) »Erneſtine!« so redete er eines Tages mich an, »Du hintergehest mich. Du bist nicht für die Dienstbarkeit geboren. Aber Dein Stand ist Dein Ge-

heimniß. Fern ſey's, daß ich die Entdeckung fordern ſollte.«

»Und doch,« erwiederte ich, »und doch, edler Mann! ſollen Sie das Geheimniß wiſſen, was Sie nicht von mir fordern. Ihrer Großmuth bin ich die Entdeckung ſchuldig. O, ich bin Ihnen mehr ſchuldig, als Sie glauben. Ich war unglücklich; und nicht nur Troſt fand ich bei Ihnen; ich fand einen noch ungekannten Weg zur Glückſeligkeit. Nur Ihnen brauchte ich zu folgen, und er war gefunden. Ich hätte ſterben mögen, und Sie haben mir wieder Liebe zum Leben eingeflößt.« Mit dieſen Worten ſank ich dem ehrwürdigen Mann in die Arme. Er hörte mit inniger Theilnehmung die näheren Umſtände meines Lebens; und ich ward aus der Dienerin ſeine Vertraute. Ich fuhr fort, mich durch ſeine Handlungen zu erbauen, durch ſeine Reden

meinen Geiſt zu erhöhen, und jedes Ereigniß des Lebens als Schickung der Vorſehung zu verehren, die alles zum Guten lenke.

Aber ach! auch dieſen, auch meinen zweiten Vater entriß mir der Tod. Ich ſenke mein Haupt, ich erſticke meine Klagen und bete den an, der auch dies über mich verhängte. Ich habe meinen Beſchützer verloren; aber ſeine Lehren leben unvertilgbar in meinem Innern. Er machte es mir zu Pflicht, ſeinen mäßigen Nachlaß anzunehmen. Die Verſagung würde ihn gekränkt haben. So erfüll' ich denn durch den Gebrauch des Seinigen den Wunſch des Geſtorbenen, und harre des Augenblicks, der mich mit ihm, mit meinem Antonio, mit meinen Eltern, mit meinem Kinde wieder vereinen wird. Ohne Ungeduld und ohne Furcht harre ich des Augen-

blicks. Kein Vorwurf ſtört die Ruhe meiner Seele: denn mein Herz ſagt mir's, als Tochter, als Gattin, als Mutter und Freundin habe ich meinen Beruf erfüllt.

Da hörten Sie die Geſchichte meines Lebens. Eine Schweſter meines Wohlthäters, die durch äußere Bildung, wie durch Adel der Seele ſein Andenken mir erneuert, zog mich nach Paris, und ich finde, daß man nirgends einſamer leben kann, als in einer großen Stadt. Dieſe Freundin auch zog mich in dieſe Geſellſchaft. Ich wußte nicht, und gewiß wußte ſie ſelber nicht, daß wir in einen ſo großen Zirkel eintreten würden. Doch mein Hierſeyn würde mich nicht gereuen, wenn ich Sie, meine ſchöne Unzufriedne! durch die Erzählung meiner Geſchichte zum dankbaren Gefühle des Glücks, was Sie genießen, erweckt hätte. Ihre Eltern leben, Ihr Gatte lebt, Ihre

Kinder leben; keine Sorge der Nahrung drückt Sie; alle Quellen des reinsten Gefühls sind Ihnen offen; und Sie sind unzufrieden! O möchte mein erstes Wort, was ich Ihnen sagte, nie wahr werden: Nur ein großes Unglück fehlt Ihnen, um glücklich zu seyn!«

Olympia endete. Ihre Geschichte, noch mehr die sanfte Bestimmtheit ihres Vortrages und die Beredsamkeit ihrer Mienen wirkten mächtig auf den kleinen Zirkel, in dem sie redete, am meisten auf die Seelenkranke Gräfin. Sie schloß sich fester an die Fremde, die bald ihre Vertraute ward. Olympia, um sie von der Langenweile zu heilen, führte sie auf den Weg der Beschäftigung und ernster Pflichterfüllung. Oft gestand sie seitdem: »Um mich der Sattheit und der Langenweile zu ent-

reiſſen, um mich mit dem Daſeyn zu verſöhnen, mußte das Schickſal mir ein großes Unglück, oder — eine Olympia ſenden.«

VI.

Erneſtine.

Erneſtine war ſchön Ihre Eltern freueten ſich nicht blos, wenn andre ihr das ſagten: ſie ſtimmten ſelbſt mit ein; ſie waren die erſten Bewunderer der Tochter; ſie nannten ſie die Krone unter den Schönheiten der Stadt.

Erneſtinen fehlte es von Natur nicht an Geiſt; geläufig war ihre Sprache, angenehm der Ton ihrer Stimme. Was ſie ſagte, konnte unterhalten und gefallen. Aber jeder Funke des Witzes, der ihr entſprühte, war ihren Anbetern eine leuchtende Flamme. Sie umringten ſie als ein Wunder der Natur. Wie konnte es anders

seyn, als daß aus der gelehrigen, sanften, bescheidenen Erneſtine, ein anmaaßendes, ſtolzes Ding ward, daß mit ſchneidenden Phraſen über alles abſprach, und alles thöricht fand, wofür ſie nicht empfänglich war.

Liebe kommt nie in eines ſolchen Mädchens Herz. Zu ſiegen, und den Beſiegten in Verzweiflung zu ſetzen, das iſt ihr grauſames Spiel.

Guſtav war einer der Geängſteten, den ſie im Zauberkreiſe ihrer Schönheit gefeſſelt hielt. Lange ertrug er ihre Launen, ihren Hohn, ihren Übermuth. Auch er riß ſich los, und wandte ſich an die Schweſter der Schnöden.

Nicht ſchön war Eroſine. Aber ihre Güte des Herzens, ihre Sanftheit, ihr immer gleicher Charakter, ihr geſunder Verſtand gewannen ihr Aller Achtung und Liebe. Mit Freundlichkeit nahm ſie Guſtav

auf; aber die Sprache der Zärtlichkeit wollte sie nicht hören. In der Überzeugung, daß sie diese Eroberung nur dem Unmuth über das Betragen der Schwester zu danken habe, wieß sie den Liebhaber an die Schwester zurück.

Gustav ließ nicht ab. Er betheuerte, daß das Band, das ihn an Ernestine geknüpft habe, auf immer gebrochen sey. »Wohl mir,« rief er, »daß die Täuschung verschwand! Der Schleier fiel; und statt der gefallsüchtigen Ernestine, ist nur die gefühlvolle Erosine mit theuer.«

In dem Augenblicke trat Ernestine, die die letzten Worte gehört hatte, in das Zimmer. Ohne die Schwester nur anzusehen, warf sie einen ihrer stolzen Blicke auf Gustav, und wähnte, reuig würd' er gleich zu ihren Füßen sinken. Aber Gustav fuhr fort zu Erosinen zu reden. »Ich wieder-

hole, was ich ſagte,« ſprach er, »und Ihre älteſte Schweſter mag Zeugin ſeyn, daß ich's aufrichtig meine. Ja, ich trug einſt Erneſtinens Ketten; aber ſie waren mir zu ſchwer; ich ſeufzte unter der Laſt; hätte ſie mich auch geliebt, ich wäre unglücklich geweſen. Aber Erneſtine wird ewig nur ſich lieben. O Eroſine! es iſt Bedürfniß meines Herzens, mit dem ſanften Gefühle, mit der beſcheidenen Vernunft zuſammen zu leben; und dieſen Schatz finde ich bei Ihnen. Ich beſchwöre Sie, ſeyn Sie die Meine!«

Erneſtine ward beſtürzt; aber ſie wußte ſich zu faſſen: »Unbeſtändiger! Flatterhafter!« ſo unterbrach ſie ihn. »So willſt Du auch dies junge, unbedachtſame Mädchen mit Deinen Betheurungen hintergehn? O es iſt die nemliche verführeriſche Sprache, die auch ich ſo oft aus Deinem Munde hörte.«

»Ich Eroſine hintergehn?« verſetzte Guſtav. »Ich flatterhaft? Ach Eroſine! meine Flügel ſind gebunden. Können Sie mein ſeyn, ſo beſchleunigen Sie doch den Tag unſrer Verbindung! Er wird der ſchönſte meines Lebens ſeyn.«

Erneſtine vermochte nicht, mehr zu hören. Sie trocknete einige Thränen, die der Unmuth hervordrängte, und entwich.

Guſtav war der liebenswürdigſte von Erneſtinens Anbetern. Könnte eine Gefallſüchtige lieben, ihn hätte ſie geliebt. Nun ſah ſie ihn ihrem Netz entſchlüpfen; ſah ihren Geiſt, ihre Schönheit, ihren Stolz tief gekränkt. »Ich ſollte mir ihn rauben laſſen von der Jüngern? Ich will ihn lieben; er muß wieder mein ſeyn!« So dachte ſie und von dem Augenblicke an war ſie nicht mehr dieſelbe. Sie, die Guſtav floh, wenn er ihr folgte, ſie war

jetzt die Suchende. Er wich ihr nicht aus. Er hörte sie an. Sie umgab ihn mit ihrem vollen Glanze. Alle ihre Reize wurden aufgeboten, ihn zu blenden; das Gaukelspiel ihres Geistes ward in Bewegung gesetzt, um ihn hinzureißen; das Gewicht ihres Ansehens gesammelt, um auf's neu' ihn zu ihren Füßen zu werfen. Gustav blieb gleichgültig. Sie ließ von ihrem Stolz ab, sie erniedrigte sich, sie ward das Bild der Leidenschaft, die die flehende Arme hebt und um Gnade bittet. Gustav blieb gleichgültig.

Jetzt wechselte sie den Ton; sie ward eine Dido, eine Medea. Gustav sah voll Mitleid auf sie herab und trauerte, daß menschliche Schwachheit dahin führen könne. Sein Schweigen erbitterte die Unglückselige nur noch mehr, und auf die Schwester warf sie jetzt ihren ganzen Zorn.

Die

Die sanfte Erosine ertrug nicht das Zürnen der Schwester. Sie zerschmolz in Thränen. Obgleich unschuldig, flehte sie um Gnade, und nur das Versprechen, daß sie Gustav nie wieder sehen wolle, gewann ihr Verzeihung.

Aber es war ein Versprechen, in das ihr Herz nicht gewilligt hatte. Geheim gestand sie sich's, daß sie nicht ungerührt geblieben war, und daß sie den wieder sehen müsse, der mit so festem Sinn um sie warb. Sie sah ihn, — und Zittern überfiel die Arme. Sie wandte den Blick und weinte. Für Gustav war dies ein Räthsel, bis Erosinens Geständniß, welch ein Versprechen ihr von der Schwester entrissen sey, es schrecklich löfete. »Ich habe es versprochen,« sagte endlich die Weinende, «und ich will halten, was ich versprach. Gustav! entsagen auch Sie einer Neigung, die uns

blicks. Kein Vorwurf ſtört die Ruhe meiner Seele: denn mein Herz ſagt mir's, als Tochter, als Gattin, als Mutter und Freundin habe ich meinen Beruf erfüllt.

Da hörten Sie die Geſchichte meines Lebens. Eine Schweſter meines Wohlthäters, die durch äußere Bildung, wie durch Adel der Seele ſein Andenken mir erneuert, zog mich nach Paris, und ich finde, daß man nirgends einſamer leben kann, als in einer großen Stadt. Dieſe Freundin auch zog mich in dieſe Geſellſchaft. Ich wußte nicht, und gewiß wußte ſie ſelber nicht, daß wir in einen ſo großen Zirkel eintreten würden. Doch mein Hierſeyn würde mich nicht gereuen, wenn ich Sie, meine ſchöne Unzufriedne! durch die Erzählung meiner Geſchichte zum dankbaren Gefühle des Glücks, was Sie genießen, erweckt hätte. Ihre Eltern leben, Ihr Gatte lebt, Ihre

Kinder leben; keine Sorge der Nahrung drückt Sie; alle Quellen des reinsten Gefühls sind Ihnen offen; und Sie sind unzufrieden! O möchte mein erstes Wort, was ich Ihnen sagte, nie wahr werden: Nur ein großes Unglück fehlt Ihnen, um glücklich zu seyn!«

Olympia endete. Ihre Geschichte, noch mehr die sanfte Bestimmtheit ihres Vortrages und die Beredsamkeit ihrer Mienen wirkten mächtig auf den kleinen Zirkel, in dem sie redete, am meisten auf die Seelenkranke Gräfin. Sie schloß sich fester an die Fremde, die bald ihre Vertraute ward. Olympia, um sie von der Langenweile zu heilen, führte sie auf den Weg der Beschäftigung und ernster Pflichterfüllung. Oft gestand sie seitdem: »Um mich der Sattheit und der Langenweile zu ent-

reiſſen, um mich mit dem Daſeyn zu verſöhnen, mußte das Schickſal mir ein großes Unglück, oder — eine Olympia ſenden.«

VI.

Erneſtine.

Erneſtine war ſchön Ihre Eltern freueten ſich nicht blos, wenn andre ihr das ſagten: ſie ſtimmten ſelbſt mit ein; ſie waren die erſten Bewunderer der Tochter; ſie nannten ſie die Krone unter den Schönheiten der Stadt.

Erneſtinen fehlte es von Natur nicht an Geiſt; geläufig war ihre Sprache, angenehm der Ton ihrer Stimme. Was ſie ſagte, konnte unterhalten und gefallen. Aber jeder Funke des Witzes, der ihr entſprühte, war ihren Anbetern eine leuchtende Flamme. Sie umringten ſie als ein Wunder der Natur. Wie konnte es anders

seyn, als daß aus der gelehrigen, sanften, bescheidenen Erneſtine, ein anmaaßendes, ſtolzes Ding ward, daß mit ſchneidenden Phraſen über alles abſprach, und alles thöricht fand, wofür ſie nicht empfänglich war.

Liebe kommt nie in eines ſolchen Mädchens Herz. Zu ſiegen, und den Beſiegten in Verzweiflung zu ſetzen, das iſt ihr grauſames Spiel.

Guſtav war einer der Geängſteten, den ſie im Zauberkreiſe ihrer Schönheit gefeſſelt hielt. Lange ertrug er ihre Launen, ihren Hohn, ihren Übermuth. Auch er riß ſich los, und wandte ſich an die Schweſter der Schnöden.

Nicht ſchön war Eroſine. Aber ihre Güte des Herzens, ihre Sanftheit, ihr immer gleicher Charakter, ihr geſunder Verſtand gewannen ihr Aller Achtung und Liebe. Mit Freundlichkeit nahm ſie Guſtav

auf; aber die Sprache der Zärtlichkeit wollte sie nicht hören. In der Überzeugung, daß sie diese Eroberung nur dem Unmuth über das Betragen der Schwester zu danken habe, wieß sie den Liebhaber an die Schwester zurück.

Gustav ließ nicht ab. Er betheuerte, daß das Band, das ihn an Ernestine geknüpft habe, auf immer gebrochen sey. »Wohl mir,« rief er, »daß die Täuschung verschwand! Der Schleier fiel; und statt der gefallsüchtigen Ernestine, ist nur die gefühlvolle Erosine mit theuer.«

In dem Augenblicke trat Ernestine, die die letzten Worte gehört hatte, in das Zimmer. Ohne die Schwester nur anzusehen, warf sie einen ihrer stolzen Blicke auf Gustav, und wähnte, reuig würd' er gleich zu ihren Füßen sinken. Aber Gustav fuhr fort zu Erosinen zu reden. »Ich wieder-

nung in der Nähe des Meeres. Getreulich diente ich ihm. Der treffliche Charakter des Mannes erleichterte mir die Mühseligkeit des ungewohnten Geschäftes. Er war ein praktischer Philosoph, wie ich ihn nie gefunden hatte. Das Unglück war mein erster Lehrer gewesen. Der zweite ward der gute Pfarrer. Meine ernste Melancholie schien ihm Anfangs Furchtsamkeit zu seyn; die kleinen Kenntnisse, die ich meiner Erziehung dankte, schrieb er meiner natürlichen Fähigkeit zu. So wie ich mit töchterlicher Zärtlichkeit ihm diente, so liebte er mich wie ein Vater. Ich speisete mit ihm; ich war die Freundin seiner Freunde. In der ganzen Gegend genoß ich die allgemeine Achtung. Meine Entfernung von Tanz und andern rauschenden Vergnügungen flößte vielen eine Art von Verehrung für mich ein. Kurz, ich begann bei diesem

tugendhaften Manne ein neues Leben, und ächte Religiosität durchdrang meine Seele. Ich erhob mich allmälig zu dem hohen Ziele der Ergebung, und ich fühlte mich frei in der Dienstbarkeit.

Selten nur flossen noch Thränen, dieser letzte Tribut, den ich der Erde zollte. Aber nicht unbemerkt von dem weisen Pfarrer flossen die Thränen. Er beobachtete meine unwillkührlichen Seufzer; er hatte ein Ohr für den Ton des Schmerzes, den großes Leiden auf immer der Stimme mittheilet. Alles überzeugte ihn endlich, daß ich nicht für den Stand geboren sey, dem ich mich gewidmet hatte.

»Erneſtine!« (dies war der Name, mit dem er mich nannte) »Erneſtine!« so redete er eines Tages mich an, »Du hintergehest mich. Du bist nicht für die Dienstbarkeit geboren. Aber Dein Stand ist Dein Ge-

heimniß. Fern ſey's, daß ich die Entdeckung fordern ſollte.«

»Und doch,« erwiederte ich, »und doch, edler Mann! ſollen Sie das Geheimniß wiſſen, was Sie nicht von mir fordern. Ihrer Großmuth bin ich die Entdeckung ſchuldig. O, ich bin Ihnen mehr ſchuldig, als Sie glauben. Ich war unglücklich; und nicht nur Troſt fand ich bei Ihnen; ich fand einen noch ungekannten Weg zur Glückſeligkeit. Nur Ihnen brauchte ich zu folgen, und er war gefunden. Ich hätte ſterben mögen, und Sie haben mir wieder Liebe zum Leben eingeflößt.« Mit dieſen Worten ſank ich dem ehrwürdigen Mann in die Arme. Er hörte mit inniger Theilnehmung die näheren Umſtände meines Lebens; und ich ward aus der Dienerin ſeine Vertraute. Ich fuhr fort, mich durch ſeine Handlungen zu erbauen, durch ſeine Reden

meinen Geiſt zu erhöhen, und jedes Ereigniß des Lebens als Schickung der Vorſehung zu verehren, die alles zum Guten lenke.

Aber ach! auch dieſen, auch meinen zweiten Vater entriß mir der Tod. Ich ſenke mein Haupt, ich erſticke meine Klagen und bete den an, der auch dies über mich verhängte. Ich habe meinen Beſchützer verloren; aber ſeine Lehren leben unvertilgbar in meinem Innern. Er machte es mir zu Pflicht, ſeinen mäßigen Nachlaß anzunehmen. Die Verſagung würde ihn gekränkt haben. So erfüll' ich denn durch den Gebrauch des Seinigen den Wunſch des Geſtorbenen, und harre des Augenblicks, der mich mit ihm, mit meinem Antonio, mit meinen Eltern, mit meinem Kinde wieder vereinen wird. Ohne Ungeduld und ohne Furcht harre ich des Augen-

blicks. Kein Vorwurf ſtört die Ruhe meiner Seele: denn mein Herz ſagt mir's, als Tochter, als Gattin, als Mutter und Freundin habe ich meinen Beruf erfüllt.

Da hörten Sie die Geſchichte meines Lebens. Eine Schweſter meines Wohlthäters, die durch äußere Bildung, wie durch Adel der Seele ſein Andenken mir erneuert, zog mich nach Paris, und ich finde, daß man nirgends einſamer leben kann, als in einer großen Stadt. Dieſe Freundin auch zog mich in dieſe Geſellſchaft. Ich wußte nicht, und gewiß wußte ſie ſelber nicht, daß wir in einen ſo großen Zirkel eintreten würden. Doch mein Hierſeyn würde mich nicht gereuen, wenn ich Sie, meine ſchöne Unzufriedne! durch die Erzählung meiner Geſchichte zum dankbaren Gefühle des Glücks, was Sie genießen, erweckt hätte. Ihre Eltern leben, Ihr Gatte lebt, Ihre

Kinder leben; keine Sorge der Nahrung drückt Sie; alle Quellen des reinſten Gefühls ſind Ihnen offen; und Sie ſind unzufrieden! O möchte mein erſtes Wort, was ich Ihnen ſagte, nie wahr werden: Nur ein großes Unglück fehlt Ihnen, um glücklich zu ſeyn!«

Olympia endete. Ihre Geſchichte, noch mehr die ſanfte Beſtimmtheit ihres Vortrages und die Beredſamkeit ihrer Mienen wirkten mächtig auf den kleinen Zirkel, in dem ſie redete, am meiſten auf die Seelenkranke Gräfin. Sie ſchloß ſich feſter an die Fremde, die bald ihre Vertraute ward. Olympia, um ſie von der Langenweile zu heilen, führte ſie auf den Weg der Beſchäftigung und ernſter Pflichterfüllung. Oft geſtand ſie ſeitdem: »Um mich der Sattheit und der Langenweile zu ent-

reiſſen, um mich mit dem Daſeyn zu verſöhnen, mußte das Schickſal mir ein großes Unglück, oder — eine Olympia ſenden.«

VI.

Erneſtine.

Erneſtine war ſchön Ihre Eltern freueten ſich nicht blos, wenn andre ihr das ſagten: ſie ſtimmten ſelbſt mit ein; ſie waren die erſten Bewunderer der Tochter; ſie nannten ſie die Krone unter den Schönheiten der Stadt.

Erneſtinen fehlte es von Natur nicht an Geiſt; geläufig war ihre Sprache, angenehm der Ton ihrer Stimme. Was ſie ſagte, konnte unterhalten und gefallen. Aber jeder Funke des Witzes, der ihr entſprühte, war ihren Anbetern eine leuchtende Flamme. Sie umringten ſie als ein Wunder der Natur. Wie konnte es anders

seyn, als daß aus der gelehrigen, sanften, bescheidenen Erneſtine, ein anmaaßendes, ſtolzes Ding ward, daß mit ſchneidenden Phraſen über alles abſprach, und alles thöricht fand, wofür ſie nicht empfänglich war.

Liebe kommt nie in eines ſolchen Mädchens Herz. Zu ſiegen, und den Beſiegten in Verzweiflung zu ſeßen, das iſt ihr grauſames Spiel.

Guſtav war einer der Geängſteten, den ſie im Zauberkreiſe ihrer Schönheit gefeſſelt hielt. Lange ertrug er ihre Launen, ihren Hohn, ihren Übermuth. Auch er riß ſich los, und wandte ſich an die Schweſter der Schnöden.

Nicht ſchön war Eroſine. Aber ihre Güte des Herzens, ihre Sanftheit, ihr immer gleicher Charakter, ihr geſunder Verſtand gewannen ihr Aller Achtung und Liebe. Mit Freundlichkeit nahm ſie Guſtav

auf; aber die Sprache der Zärtlichkeit wollte sie nicht hören. In der Überzeugung, daß sie diese Eroberung nur dem Unmuth über das Betragen der Schwester zu danken habe, wieß sie den Liebhaber an die Schwester zurück.

Gustav ließ nicht ab. Er betheuerte, daß das Band, das ihn an Erneſtine geknüpft habe, auf immer gebrochen sey. »Wohl mir,« rief er, »daß die Täuſchung verſchwand! Der Schleier fiel; und ſtatt der gefallſüchtigen Erneſtine, iſt nur die gefühlvolle Eroſine mit theuer.«

In dem Augenblicke trat Erneſtine, die die letzten Worte gehört hatte, in das Zimmer. Ohne die Schweſter nur anzuſehen, warf ſie einen ihrer ſtolzen Blicke auf Guſtav, und wähnte, reuig würd' er gleich zu ihren Füßen ſinken. Aber Guſtav fuhr fort zu Eroſinen zu reden. »Ich wieder-

hole, was ich ſagte,« ſprach er, »und Ihre älteſte Schweſter mag Zeugin ſeyn, daß ich's aufrichtig meine. Ja, ich trug einſt Erneſtinens Ketten; aber ſie waren mir zu ſchwer; ich ſeufzte unter der Laſt; hätte ſie mich auch geliebt, ich wäre unglücklich geweſen. Aber Erneſtine wird ewig nur ſich lieben. O Eroſine! es iſt Bedürfniß meines Herzens, mit dem ſanften Gefühle, mit der beſcheidenen Vernunft zuſammen zu leben; und dieſen Schatz finde ich bei Ihnen. Ich beſchwöre Sie, ſeyn Sie die Meine!«

Erneſtine ward beſtürzt; aber ſie wußte ſich zu faſſen: »Unbeſtändiger! Flatterhafter!« ſo unterbrach ſie ihn. »So willſt Du auch dies junge, unbedachtſame Mädchen mit Deinen Betheurungen hintergehn? O es iſt die nemliche verführeriſche Sprache, die auch ich ſo oft aus Deinem Munde hörte.«

»Ich Eroſine hintergehn?« verſetzte Guſtav. »Ich flatterhaft? Ach Eroſine! meine Flügel ſind gebunden. Können Sie mein ſeyn, ſo beſchleunigen Sie doch den Tag unſrer Verbindung! Er wird der ſchönſte meines Lebens ſeyn.«

Erneſtine vermochte nicht, mehr zu hören. Sie trocknete einige Thränen, die der Unmuth hervordrängte, und entwich.

Guſtav war der liebenswürdigſte von Erneſtinens Anbetern. Könnte eine Gefallſüchtige lieben, ihn hätte ſie geliebt. Nun ſah ſie ihn ihrem Netz entſchlüpfen; ſah ihren Geiſt, ihre Schönheit, ihren Stolz tief gekränkt. »Ich ſollte mir ihn rauben laſſen von der Jüngern? Ich will ihn lieben; er muß wieder mein ſeyn!« So dachte ſie und von dem Augenblicke an war ſie nicht mehr dieſelbe. Sie, die Guſtav floh, wenn er ihr folgte, ſie war

jetzt die Suchende. Er wich ihr nicht aus. Er hörte sie an. Sie umgab ihn mit ihrem vollen Glanze. Alle ihre Reize wurden aufgeboten, ihn zu blenden; das Gaukelspiel ihres Geistes ward in Bewegung gesetzt, um ihn hinzureißen; das Gewicht ihres Ansehens gesammelt, um auf's neu' ihn zu ihren Füßen zu werfen. Gustav blieb gleichgültig. Sie ließ von ihrem Stolz ab, sie erniedrigte sich, sie ward das Bild der Leidenschaft, die die flehende Arme hebt und um Gnade bittet. Gustav blieb gleichgültig.

Jetzt wechselte sie den Ton; sie ward eine Dido, eine Medea. Gustav sah voll Mitleid auf sie herab und trauerte, daß menschliche Schwachheit dahin führen könne. Sein Schweigen erbitterte die Unglückselige nur noch mehr, und auf die Schwester warf sie jetzt ihren ganzen Zorn.

Die

Die ſanfte Eroſine ertrug nicht das Zürnen der Schweſter. Sie zerſchmolz in Thränen. Obgleich unſchuldig, flehte ſie um Gnade, und nur das Verſprechen, daß ſie Guſtav nie wieder ſehen wolle, gewann ihr Verzeihung.

Aber es war ein Verſprechen, in das ihr Herz nicht gewilligt hatte. Geheim geſtand ſie ſich's, daß ſie nicht ungerührt geblieben war, und daß ſie den wieder ſehen müſſe, der mit ſo feſtem Sinn um ſie warb. Sie ſah ihn, — und Zittern überfiel die Arme. Sie wandte den Blick und weinte. Für Guſtav war dies ein Räthſel, bis Eroſinens Geſtändniß, welch ein Verſprechen ihr von der Schweſter entriſſen ſey, es ſchrecklich löſete. »Ich habe es verſprochen,« ſagte endlich die Weinende, «und ich will halten, was ich verſprach. Guſtav! entſagen auch Sie einer Neigung, die uns

beide unglücklich machen würde. Aber indem wir der Liebe entsagen, lassen Sie der Freundschaft uns treu bleiben. Lieber Gustav! Ernestine war's, die Ihnen die erste Liebe einflößte: sie hat Ansprüche an Ihnen; schenken Sie ihr auf's neu Ihr Herz, und seyn Sie glücklich! Da Sie mein Gatte nicht seyn können, seyn Sie doch mein Bruder!«

»Erosine!« rief Gustav. »Sie lieben mich! Das schöne Geständniß hört' ich aus Ihrem Munde. Sie lieben mich, und können mich verlassen? Nein, Sie verlassen mich nicht. Ihre stolze Schwester ist's, die Sie mir entreißt. Aber sie soll mir Sie nicht entreißen. Sie sind mein, und die Einwilligung Ihrer Eltern soll das Band befestigen.«

Mit diesen Worten zog Gustav Erosine mit fort. Wie erstaunte er, als er Er-

neſtinen bei den Eltern fand. Aber Guſtav ließ ſich nicht ſtören. »Sie kennen,« ſprach er zu den Eltern, »Sie kennen die Neigung, die bisher mein Herz erfüllte. Ja, ich liebte Erneſtinen. Aber ihr hochfahrender Sinn hat mich zurück geſchreckt. Eroſine iſt mir lieb geworden, und ich weiß, ſie iſt mir nicht abgeneigt. Bei den Eltern bitt' ich um Eroſinens Hand.«

Die feſte Erklärung ſetzte die Eltern in Erſtaunen. Aber wer beſchreibt Erneſtinens Erſchütterung? Sie wollte reden, und Thränen erſtickten ihre Worte. Sie entfärbte ſich; in alle ihre Bewegungen kam Ungeſtüm, jeder Reiz entwich; die Eltern erkannten nicht mehr ihre Tochter. Sie hörte nicht der Mutter Zuſpruch; den Vater, der ſie in ſeine Arme ſchließen wollte, ſtieß ſie zurück; die nahende Schweſter entfernte ſie mit drohender Geberde; Guſtav wollte den

Mund öffnen; aber ihre aufgehobenen Hände hießen ihn ſchweigen. Die höchſte Anſpannung folgte auf dieſe Gemüthsbewegung. Einer Todten gleich ſank ſie zur Erde; die Eltern waren in Verzweiflung. Guſtav vergaß jede Beleidigung, Eroſine jede Ungerechtigkeit. Der Armen beizuſtehen, war Aller Beſtreben.

Erneſtine ſchlug endlich die matten Augen wieder auf. Sie erblickte ihre Eltern und duldete ſie neben ſich. Aber fiel ihr Auge auf die Schweſter und Guſtav, ſo kehrte ihr voriger Zuſtand zurück. Kaum vermochte ſie der Vater zu halten.

»Wollt ihr ſie tödten?« rief er mit dem Ungeſtüm der Vaterempfindung. »Verlaſſen Sie mein Haus, Guſtav, wo Sie nur Unglück ſtiften; und Du, Eroſine, hüte Dein Zimmer!« Beide entfernten ſich.

Erneſtine rang lange mit der Gefahr.

Doch sie genas, und mit ihren Kräften kehrte Liebe zurück, Liebe, wie sie vorher nicht kannte. Gefallsucht war's, was sie erfüllet hatte. Nun war sie auf immer davon geheilt; nur Einem zu gefallen, blieb jetzt ihr Gedanke, und dieser Eine war Gustav.

»O er hatte Recht, mich zu verlassen,« dachte sie. Wie konnte er die Anmaßende, die Stolze, die Selbstsüchtige lieben und achten? Wie konnte sie wähnen, daß ihr bischen Reiz, ihr bischen Geist ihn dauernd fesseln würde, wenn Sanftheit und zartes Gefühl für Sittlichkeit ihnen nicht den Werth gaben? Erosinens Herz gewann Gustavs Liebe. Erosine wäre glücklich gewesen durch ihn; und das Glück hab' ich ihr geraubt! O, ich war ungerecht gegen sie!«

Im tiefen Gefühl dieses Unrechts bat sie bei den Eltern für ihre Schwester. Mit

Beſcheidenheit erſchien Eroſine, ertrug, als ob ſie ſie verdienet habe, die Vorwürfe, die der Vater auch jetzt nicht unterdrückte. Sie trug ſie, und ſank in der Schweſter Arme. Es war unverſtellter Erguß ihres Herzens. Es waren ſüße Thränen, die ſie an Erneſtinens Buſen weinte.

Erneſtine fühlte dies, und erkannte, wie ſehr die Schweſter über ſie erhaben, wie viel glücklicher ſie ſey.

Aber noch höher ſchwang ſich Eroſine. Sie liebte Guſtav, und dieſe Liebe hatte ihr unüberwindlich geſchienen. Doch nichts iſt unüberwindlich der Freundſchaft, wenn Tugend ſie entflammt. Das Bild der ſterbenden Schweſter ſtand immer vor ihren Augen. »Sie wieder beleben, ſie heilen, ſie glücklich machen, das ſteht,« ſo dachte ſie, »in meiner Gewalt. Ich will es verſuchen und ſollt ich darüber vergehen.«

Durch den Schleier der Ferne zeigte sie allmälig Erneſtinen auf's neue Guſtavs Bild, und ließ ſie die Möglichkeit ahnen, daß er noch der ihre werden könne.

»Aber ich, um ſeiner werth zu ſeyn, ich muß erſt Eroſine werden,« das fühlte die Gedemüthigte.

Sie ward es. Abgelegt ward alles, was ihr Gemüth verunſtaltete; ſie entſagte den eitlen Anſprüchen, die ihr Unglück gemacht hatten, und die ſie in der Welt vereinſamet haben würden. Die Liebe erleichterte ihr dieſe Entſagung, und führte ſie zur Natur zurück. Aber die Liebe auch ließ ſie nicht verkennen, wie groß das Opfer war, was Eroſine ihr brachte, und wie nahe die Annahme des Opfers an Ungerechtigkeit gränze.

Thätiger iſt keine Tugend, als Wohlthun. Eroſine gewann es bei den Eltern,

daß auch Guſtav wieder erſcheinen dürfte. Er kam; aber entfernter, als je, von der Älteſten; verliebter, als je, in die Jüngſte.

Eroſine nutzte Guſtavs Neigung zu ihr, um mit ihm von ihrer Schweſter zu reden, von ihrer hinwelkenden Schweſter, die ihn liebe, die ohne ihn nicht leben könne.

»Und ich,« unterbrach er ſie,« ich kann nicht leben ohne Eroſine. Nur von ihr mag ich reden.«

Eroſine ſchwieg. Sie bereitete eine Scene, wo ihre Schweſter Guſtaven in einer Geſtalt erſcheinen ſollte, wie er ſie noch nicht kannte.

Nach langer Unterbrechung öffnete ſich auf ihren Betrieb im väterlichen Hauſe wieder der große Zirkel, der Erneſtinen einſt zum Schauplatz ihrer Eroberungen, ihres Witzes und ihrer Launen gedient hatte. Auch jetzt erſchienen ihre Anbeter

mit allen ihren Anmaaßungen, und umringten sie mit ihren Schmeicheleien, mit ihrem schneidenden Witze, mit ihrem schnöden Urtheil über alles, was dem Menschen heilig seyn sollte.

Aber wie wunderten sie sich über Erneſtinens veränderten Ton. An die Stelle des Leichtsinns, mit dem sie sonst jene Äußerungen aufnahm, war holder Ernst getreten. Mit wenigen bedeutenden Worten gab sie dem Gespräche die Richtung, welche die Sittlichkeit forderte, und die Anbeter entfernten sich mit der höhnenden Bemerkung: »Es ist der moralisirende Gustav, der aus ihr spricht.«

Gustav mischte sich jetzt gefällig in das Gespräch, und er wußte es so zu lenken, daß die Höhnenden in ihrer Blöße, und Erneſtine gerechtfertiget erschien. Die Wolke der Anbeter verschwand, und Gustav machte

mit jedem Tage die willkommene Erfahrung, daß nicht vorübergehende Laune Erneſtinen treibe, daß mächtig ihr Sinn geändert ſey, und daß er dieſe Sinnesänderung gewirket habe. Die Grazie ſöhnte ſich mit dem Talente aus, und Erneſtine erſchien im ungetrübten Glanze des Geiſtes und der Anmuth, die einſt Guſtav gefeſſelt hatten. Allmälig war's ihm, als ob er nie aufgehört habe, ſie zu lieben.

Eroſine, die Edle, freute ſich der Entdeckung, und es war ihr Triumph, als ſie an einem ſchönen Abende der Schweſter Hand in die Hand ihres Guſtavs legen konnte. In dem lächelnden Auge der Siegerin dämmerte eine Thräne, als ſie es that. Sie hatte ihrem Willen geboten, aber nicht ihrem Gefühle. Ach! ſie erlag dem mächtigen Gefühle; Eroſine ſtarb. —

Ihr Schatten umschwebte Ernestinen, und Jahre vergingen, ehe sie des Glückes froh werden konnte, das mit so seltnem Edelmuth ihr die Verklärte bereitet hatte.

VII.

Sir Rivers*)

»Ihren Rath, lieber Doctor! Ich bin unglücklich!« Mit den Worten trat Sir Rivers in des Doctors Patrik kleines Zimmer. Er legte Jagdflinte und Tasche ab, trocknete sich die heiße Stirne, und war im Begriff, den einzigen mit Papieren bepackten Stuhl zu entlasten, um sich darauf zu werfen.

»Um des Himmels Willen, Sir Rivers!« schrie jetzt der Doctor, und riß die Brille von der Nase. «Verwirren Sie nicht meine Papiere! Ich vergleiche grade alle

*) Nach dem Französischen, so wie die zwei vorhergehenden.

Nachrichten über die große Chineſiſche Mauer. Auch über den Ägyptiſchen Canal bin ich beinah auf's Reine gekommen.«

»O ich wollte,« unterbrach ihn unwillig Sir Rivers,« ich wollte, daß ich auch ſo mit meinen Töchtern auf's Reine gekommen wäre! Was geht uns in der Grafſchaft Kent der Ägyptiſche Kanal an? Wenn Sie rathen können, ſo rathen Sie, nicht dem Sultan, ſondern Ihrem Nachbar, Sir Rivers.«

»Nun, nun, gemach, Sir Rivers! Hab' ich Ihnen denn je meinen Rath verſagt? Sehn Sie, da hab' ich Ihnen nun den ſchönſten Platz bereitet. Keine Spur mehr von der Mauer und dem Canal. Nun ſagen Sie mir, was machen Ihre liebenswürdigen Töchter, die ſtolze Arabella, die ſanfte Felicia und das kleine Ding, die Laurentia!«

»Schade, lieber Doctor! daß Sie nicht nach einem Sohne fragen können! Da ſitz' ich Armer mit drei Töchtern. Ach! was machen einem die Mädchen zu ſchaffen!«

»Ey, mich däucht, Sir Rivers! Sie befanden ſich ſo wohl unter den drei Mädchen. Es war ein Feſt, es anzuſehen, wie ſie an dem Vater hingen.« —

»Ich muß lachen, Doctor Patrik! Ja, ja, Sie ſind in Jahr und Tag nicht in meinem Hauſe geweſen. Indeſſen Ihnen die Chineſiſche Mauer unter den Händen verfiel, wuchſen mir die Mädchen heran und — «

»Fühlten ihre Beſtimmung.«

»Da ſteckt es gerade: Was iſt ihre Beſtimmung?«

»Je nun, zu heirathen.«

»Aber wen, Doctor Patrik? Sehn Sie, weil ich das nicht weiß, darum ſitz' ich hier.

Um die Älteſte, die Stolze, wie Sie ſie nennen, bewirbt ſich ein ehrſames Mitglied des Oberhauſes. Die ſchmachtende Felicia hat das Herz eines jungen Höflings erobert. Wenn ich meine, daß er in St. James aufwartet, ſo kommt er auf meinen Hof geritten. Gottlob! dachte ich oft, daß die kleine Laurentia erſt funfzehn Sommer zählt! Aber, denken Sie, ſeit vierzehn Tagen ſchleicht auch ihr ein Gelbſchnabel vom Lande nach, der nichts verſteht, als ſeine weißen Zähne zu zeigen. — Ach! meine brave Sara hat ſehr Unrecht daran gethan, daß ſie ſtarb. Wollte Sie mir nur Mädchen geben, ſo mußte ſie auch leben, um ſie zu hüten. Ich verſtehe nichts davon. Verſtehn Sie's, Doctor? Soll ich meine Töchter unter Schloß und Riegel bringen, oder ſoll ich ſie weggeben? Soll der Lord Eduard die Arabella, der ſchöne Höfling Georg

meine Felicia, und das Männchen Heinrich die kleine Laurentia heimführen?«

»Scheinen die Bewerber ſehr zu harmoniren mit Ihren Töchtern?«

»O ausnehmend. Es iſt eine Eintracht unter ihnen, die weit geht.«

Der Doctor ſchüttelte bedenklich den Kopf, huſtete, nahm eine Priſe Saintvincent und ſprach:

»Mein ſehr geehrter Herr Nachbar! Als ich unter dem berühmten Profeſſor Fulgiron zu Oxford die Philoſophie ſtudirte, da demonſtrirte uns dieſer große Mann auf die einleuchtendſte Weiſe, die Urſache der Bewegung der Erde, dieſes elenden Planeten, auf dem wir ſo viel Thorheiten begehen.«

»Aber, lieber Doctor! während Sie mir die Bewegung der Erde erklären, möchten auch meine Töchter ſehr ernſthafte Thorheiten darauf begehen. Ein andersmal von dem

dem berühmten Professor Fulgiron, von dem ich übrigens nie was hörte.«

»Geduld, Sir Rivers! Darum eben müssen Sie von ihm hören. Sein System führt uns gerade auf die Entscheidung der streitigen Frage.«

»Auf die Heirath meiner Töchter?«

»Auf die Heirath Ihrer Töchter. — Der berühmte Doctor Fulgiron zu Oxford also setzte die Hölle in den Mittelpunct der Welt, und in der Mitte der Hölle legte er ein großes Rad an, welches alle Verdammten in Umschwung bringen mußten. Sie machten das Rad drehen, wie etwa ein kleiner Hund das Rad eines Bahrkochs drehen macht. Und das, sagte Fulgiron, sey die wahre Ursache der allgemeinen Bewegung der Erde.«

»Der Kerl war ein Narr!« platzte Sir Rivers heraus.

»Nicht ſo haſtig!« rief der Doctor.

»Aber lieber Patrik!« ſprach ruhig der Landjunker. «Wenn man auch mit Engelsgeduld die Sache überlegt, Ihr Fulgiron bleibt immer ein Narr. Denken Sie nur, wie ſehr ſich ſeit ein paar tauſend Jahren die Zahl der Verdammten vermehret hat. Nach dem Maße müßte ja auch der Umſchwung des Rades, und ſonach die Bewegung der Erde verſtärket ſeyn. Aber ſo viel ich weiß, braucht unſre Erde zu ihrem Lauf noch eben ſo viel Zeit, als ſie vor zwei tauſend Jahren gebraucht hat.«

»Bravo! lieber Herr Nachbar! die nämliche Einwendung machte man auch einſt in meiner Gegenwart dem berühmten Profeſſor Fulgiron zu Oxford. Aber wiſſen Sie, was er antwortete? Freilich, ſagte er, ſcheint es, daß die Bewegung des großen Rades nach dem Verhältniſſe der größern

Zahl der Verdammten jetzt schneller seyn müsse. Aber ist es nicht eine Thatsache, daß eben so viel Weiber als Männer sterben? Ist es nicht weiter ein unstreitiger Erfahrungssatz, daß die Weiber von einem Widerspruchsgeiste beseelet werden, der sich in unaufhörlichem Kampfe mit dem Willen der Männer entwickelt? Nun begreifen Sie, so fuhr der berühmte Professor Fulgiron mit siegender Kraft fort, nun begreifen Sie, meine Herren! warum alles bleibt, wie es vor zwei tausend Jahren war. Die vermehrte Kraft der Männer wird durch die Weiber immer wieder aufgehoben, und so erhält sich ewig das Gleichgewicht. Sie sehn nun schon, Sir Rivers! wo ich hinaus will.«

»Ach Gott! nein!« seufzte der Landjunker.

»Das führt mich unmittelbar,« versetzte Patrik,« auf die Heirath Ihrer Fräulein

Töchter. Zum Widerſpruch alſo ſind die Weiber geboren: das iſt einmal gewiß, und das erfuhren Sie ſo gut, als ich. Finden ſie nicht Gelegenheit, zu widerſprechen, ſo werden ſie elend, bekommen Krämpfe, Nervenzufälle, werden unglücklich. Sie ſind ein ſo guter Vater, lieber Sir Rivers! wie ſollten Sie denn ſo liebenswürdigen Mädchen, als ihre drei Töchter ſind, die Freude des Lebens rauben?«

»Das möcht ich um vieles nicht.«

»Nun ſo rath' ich Ihnen, verheirathen Sie Miß Arabella nicht mit Lord Eduard, Miß Felicia nicht mit dem Ritter Georg, und die kleine Miß Laurentia nicht mit dem Laffen Heinrich. Hymens erſte Freuden gleiten ſchnell vorüber, und was ſoll dann weiter daraus werden? So weit ich aus Ihrer Schilderung ſchließe, iſt der Charakter der Anbeter dem ihrer Angebete-

ten ähnlich. Werden ſie ihre Ehemänner, ſo können ſie ihnen nichts verſagen; und wo bleibt dann die Freude, die der Widerſpruch in ſo reicher Maaße, beſonders den Weibern gewähret? Die Weiber des Pöbels wollen geſchlagen ſeyn; wohlerzogene Weiber verlangen Widerſpruch. O, Sir Rivers, ich weiß das aus Erfahrung; aber ach! nur zu ſpät habe ich die Erfahrung gemacht. Meine verſtorbene Frau, Gott habe ſie ſelig! wandte alles an, um mich zum Widerſpruch zu bewegen. Selbſt Eiferſucht brachte ſie in's Spiel; aber ſie gewann es nicht, mich aufzubringen. Aus Verzweiflung verfiel die arme Frau in ein widernatürliches Schweigen. Ach! eine Frau, die ſchweigt, iſt ſehr krank, Sir Rivers! — Die meine — ſtarb, und täglich mache ich mir Vorwürfe wegen ihres Todes. O, denke ich oft, wäre ich nicht ſo

grauſam gewesen, ihr Bedürfniß des Widerſpruchs unbefriedigt zu laſſen, ſie lebte wohl noch. — Nehmen Sie ein Beiſpiel an mir, Sir Rivers! Um die Ehen fruchtbar zu machen, kreuzt man die Raçen. Um ſie glücklich zu machen, kreuzen Sie die Charactere, Sir Rivers! — Geben Sie der Miß Arabella den Heinrich, der Felicia den Lord Eduard, und Miß Laurentia werde die Gattin des Hofmanns. So vermeiden Sie den Eckel der Eintönigkeit. Ich' wiederhole es: Nichts Traurigeres in der Welt, als immer Einer Meinung zu ſeyn! Sie verlangten meinen Rath; einen beſſern, als den ich gab, vermag ich nicht zu geben.«

Doctor Patrik ſchwieg. Sir Rivers hatte, noch während der Doctor redete, ſeine Jagdtaſche wieder umgelegt, und die Flinte ergriffen. Er nahm den Augenblick

des Schweigens in Acht, dankte dem Doctor, und ging davon.

Die ihm auf dem Wege begegneten, meinten, der Junker sey närrisch geworden. Denn wechselnd redete er laut, oder lachte.

Als er seinen Landsiz erreichte, fand er in der nächsten Laube Lord Eduard zu den Füßen Arabellens; nicht fern von dort küßte der Ritter Georg Feliciens Hand; er ging weiter, und traf den Junker Heinrich in Begriff, die kleine Laurentia zu umarmen.

»Sonderbar genug,« sagte Sir Rivers zu sich selbst, »sonderbar, daß diese sechs Leutchen, die so einig zu seyn scheinen, durchaus zum Unglück bestimmt seyn sollten! Doctor Patrik ist das Orakel der Gegend; aber Doctor Patrik möchte doch wohl Unrecht haben. Doch, damit ich mir künftig keine Vorwürfe mache, will ich den weisen Rath nicht ganz in den Wind schlagen.«

So dachte er, und rief ſeine drei Töchter zuſammen. »Arabella!« ſagte er, »es taugt nicht, daß Du einen Mann zu Deinen Füßen duldeſt; und ſich die Hand küſſen zu laſſen, Felicia! das ziemt ſich auch nicht. Am wenigſten ſollteſt Du, Laurentia! ſchon die Umarmung eines Mannes leiden. Unbeſonnene, die ihr ſeyd! Eure Verbindung wird Euch alle drei unglücklich machen. Ich habe nichts dagegen, daß ihr heirathet, und an einem anſtändigen Brautſchatz ſoll es Euch auch nicht fehlen; ich will mich für Euch aufopfern; aber dagegen verlange ich, daß Ihr Eure Liebhaber — wechſelt.«

Bei dieſem Worte runzelte die ſtolze Arabella die Stirne. Felicia's Augen wurden naß von Thränen. Die kleine Laurentia warf ihre Lippen empor.

»Mein Vater!« ſagte Arabella. »Ich weiß, Sie wollen unſer Glück. Wie könn-

ten Sie ſich denn unſern Neigungen widerſetzen? Die Wahl, die unſre Herzen getroffen haben, iſt unſerm Stande angemeſſen, und unſere Gemüthsart ſtimmt ganz mit dem Character der Ritter überein, die um uns werben.«

»Deſto ſchlimmer!« rief der Vater. »Ich habe den Doctor Patrik gefragt, und der ſagt, daß eine ſolche gleiche Stimmung durchaus nichts für die Mädchen taugt. Er hat mir bewieſen, daß es ein Bedürfniß für Euch iſt, Männer zu haben, mit denen man ſich zanken kann.«

»O, lieber Vater!« unterbrach ihn die kleine, ſtumpfnäſige Laurentia; »es giebt doch noch dringendere Bedürfniſſe für uns Mädchen, als grade das.«

Sir Rivers lachte über die Naivität des Mädchens. »Du vorlaute kleine Hexe, Du willſt auch ſchon heirathen?«

»O ja, lieber Vater! Das Beiſpiel meiner Schweſter hat mich angeſteckt. Erſt dachte ich, es müßte langweilig ſeyn, immer, wie ſie, einen Mann zur Seite zu haben. Aber ſeit ich den Junker Heinrich kenne, finde ich das nicht mehr. O es iſt nichts artigeres, als die Liebe!«

»Ei, ei, ei! Ich wollte, daß der Doctor Patrik hier wäre!«

»Der Doctor Patrik! Der Thor! Fragen Sie doch den nicht um Rath! Der iſt viel zu gelehrt, als daß er die Liebe kennen ſollte.«

»Mädchen! ſprich mit mehr Reſpect von dem Doctor Patrik. Der weiß alles, folglich auch das Capitel von der Liebe. Du weißt, daß er verheirathet war; aber Du weißt nicht, daß der Verdruß, nicht widerſprochen zu werden, ſeiner Frau den Tod

brachte. Seht, das ſind die Folgen zu großer Harmonie und Liebe.«

»O, Väterchen! des Doctor Patriks Frau ſtarb wohl aus Mangel an Liebe. Wie könnte ſolch ein Pedant lieben. Liebe iſt der Weiber erſtes Bedürfniß. Bleibt dies unbefriedigt, dann erwacht erſt der Geiſt des Widerſpruches.«

»Alſo Du verwechſelſt Deinen Heinrich nicht gegen einen andern Liebhaber?«

»Nicht für den Prinzen von Wallis gäbe ich ihn hin,« rief Laurentia. Arabella und Felicia waren eben ſo wenig geneigt, ihren Liebhabern zu entſagen. »Was ſoll ich machen?« rief Sir Rivers. «Ich habe Euch gewarnet. Zwingen will ich Euch nicht: ſo geht dann Euerm Schickſal entgegen.«

Die entzückten Mädchen umarmten den Vater mit einer Zärtlichkeit, die ihm neu

war. Ein Tag machte alle drei glücklich. Arabella, durch den prächtigen Titel Lady geehrt, eilte, um in der Hauptstadt zu glänzen. Felicia, deren Gemahl zu einer Gesandtschaft ernannt wurde, zog an einem fremden Hofe die Bewunderung auf sich. Laurentia, welche die Grafschaft Kent nicht verließ, lebte glücklich mit ihrem Heinrich.

»Lieber Nachbar!« sagte nach einigen Jahren Sir Rivers zu dem Doctor Patrik; »diesmal, glaub' ich, haben Sie Unrecht gehabt. Meine Töchter zanken sich nicht mit ihren Männern, und doch sind sie glücklich.«

»Desto besser für sie!« antwortete trocken der Doctor. »Aber Unrecht habe ich darum nicht. Die Ausnahme bestätiget nur die Regel.«

VIII.

Der zweite Joseph.*)

Tharan, ein christlicher Landmann in der Gegend von Damascus, hatte das Unglück, welches nicht selten die Väter dieser Gegend betrift: sein Sohn, ein eilfjähriger Knabe, ward ihm von vorüberziehenden Horden geraubet. Er war untröstlich über den Verlust, und die sorgsamsten Nachforschungen blieben ohne Erfolg.

Indeß kam im Jahre 1776 eine schreckliche Hungersnoth über Syrien. Heere von Heuschrecken hatten die Felder verwüstet, und das Getreide bis an die Wurzel abgefressen.

*) Savary's Ägypten. Berlin 1786. S. 254. ff.

Tharan litt, seinen Nachbarn gleich, an den Folgen dieser Noth. Den dringendsten Bedürfnissen seiner zahlreichen Familie abzuhelfen, verkaufte er erst sein Vieh. Dann ging er, von Hungersnoth gedrängt, in die Stadt, um auch sein Ackergeräth zu verkaufen.

Mit dem wenigen daraus gelöseten Gelde eilt er auf den Markt, der von Käufern und Verkäufern wimmelt. Alles drängt sich um einige Karren mit Getreide, die eben aus Ägypten angekommen sind. Die Verkäufer erzählen beim Ausmessen des Korns viel von dem Waffenglück des Murat Bey, der die andern Beys überwunden, sie tief bis in Oberägypten verfolget, und jüngst einen triumphirenden Einzug in Cairo gehalten habe. »Und dieser Held,« so fährt der Ägyptier fort, »ist ein Syrier, welchen streitende Araber in seiner Jugend geraubet

und als Sclaven in Damiate verkauft haben. Seine Klugheit hat ihn aus der Tiefe der Sclaverei zum Mächtigsten in Ägyptenland erhoben.«

Tharan, hierdurch aufmerksam gemacht, erkundigte sich näher, und alles, was er von Murats Gestalt und Character hört, überzeugt ihn, daß der siegende Bey sein verlorner Sohn ist. Er eilt, seiner harrenden Familie den eingekauften Vorrath zu bringen, und erzählt, was er gehöret hat.

Das ganze Haus kommt in Bewegung über die glückweissagende Botschaft. Alle Kinder wollen auf der Stelle dem Vater nach Ägypten folgen, und den vornehmen Bruder besuchen. Die Mutter allein war still. »Und glaubt ihr denn,« sprach sie sorgsam und mit Thränen im Auge, »glaubt ihr, daß ein Sohn, der die Religion seiner Väter verließ und den Turban nahm,

nun im Glücke ſeinen Vater und ſeine Brüder anerkennen werde?«

«Ach!« ſeufzte Tharan; «das verleidet auch mir die Freude. Ich zittere vor dem Augenblick des Erkennens. Und dennoch widerſtehe ich nicht dem Drange, meinen geliebten Joſeph aufzuſuchen. Schon die Sorge für meine nothleidende Familie fordert es von mir. Aber ich reiſe allein. Gott ſey bei Euch! Betet für mich!«

Er entriß ſich den weinenden Seinen, ſchiffte ſich zu Alexandrette ein, und kam glücklich nach Damiate.

Was die Ägyptiſchen Kornverkäufer erzählt hatten, fand er alles beſtätiget. Er ſetzte ſeine Reiſe fort, und erreichte glücklich die Hauptſtadt. Sein dürftiges Äuſſere erſchwerte ihm Anfangs den Zugang zu Murat. Aber es ſiegte ſein hohes Alter, das im Orient billig geehrt wird. Ein Officier

nahm

nahm ſich ſeiner an, und meldete dem Bey, daß ein Greis, dem es ſchlecht zu ergehen ſcheine, wiederholt mit ihm zu reden begehre.

»Man laß ihn eintreten!« ſagte Murat. Zitternd betrat Tharan den reichen Teppich, der den Fußboden des Divans deckte. Murat, auf einem mit Gold und Seide geſtickten Sopha ruhend, winkte dem Zögernden. Tharan nahte ſich, und ſtand vor ihm. Von mannichfaltigen Empfindungen beſtürmt, fehlten ihm Anfangs Worte. Aber als die feſte Anſicht ſeine Vermuthung bewährte, bezwang die Stimme der Natur jede Furcht. »Du biſt mein Sohn!« rief er und umfaßte die Kniee des erſtaunten Beys.

Murat hob ihn auf. Schnell überzeugt, daß der Greis ſein Vater ſey, weinte er an ſeinem Buſen, und überhäufte ihn mit

Wohlthaten. Tharan mußte genau erzählen, wie es ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern erging. Von ihrer Noth gerührt, rief Murat: »Kommt doch alle zu mir nach Ägypten, und theilet meine Habe. Ich will ein Schiff ſenden, das Mutter und Geſchwiſter zu uns führe.«

»Wohl mir!« rief Tharan bewegt, »wohl mir, daß auch noch unterm Caftan Dir ein Herz ſchlägt, welches die Religion nicht verläugnete. Mehr, als der Glanz Deines Glückes, wird das Deine Mutter erfreuen. Aber nach Ägypten zu ziehen, und ihre andern Kindern der Gefahr bloß zu ſtellen, die Du, mein Sohn, beſtandeſt, dazu möchte ich ſie nicht bereden. Laß mich ziehen mit der frohen Nachricht, daß Du lebeſt und ihrer werth bliebeſt.«

»Edler Mann!« ſprach Murat. »Ferne ſey's, daß ich Dich zu etwas bereden ſollte,

was Deinen Gefühlen widerſtrebet. Aber erlaube, daß ich Dich und die Meinigen vor künftigem Mangel bewahre.«

Er ließ ihm ein Schiff ausrüſten, und ſandte ihn, mit Gold und Getreide beladen, nach Syrien zurück. Tharan brachte Freude und Überfluß in ſeine ländliche Wohnung, die er nicht verließ, und in der er glücklicher lebte, als ſein mit Glanz und Gefahren umgebener Sohn, im Palaſte zu Cairo.

Noch in ſeinem Alter mußte Murat Bey vor den Fränkiſchen Fahnen fliehen. Zwar brachte das Kriegsglück Ägypten wieder unter die Herrſchaft der Osmanen. Aber Murats Glück blühte nicht wieder auf. Er erlag dem Verrathe.

IX.

Drako, ein Morgenländiſches Hykayn.*)

Drako, erſter chriſtlicher Dollmetſcher der Pforte, war mit der Theologie der Moslems nicht weniger bekannt, als mit der der Chriſten. Dieſe, unter den Osmanen ſeltene, gelehrte Kenntniß machte ihn berühmt in Stambul, zog ihm aber auch den Neid und die Feindſchaft der türkiſchen Schriftgelehrten zu. An der Spitze ſeiner Widerſacher ſtand der Muſti. Unwiſſend

*) Ein Seitenſtück zu Boccazens und Leſſings berühmten Ring-Apolog, den der letzte ſeinem Nathan in den Mund legt. Der Polniſche Graf von P. hörte dieſes morgenländiſche Hykayn, als hiſtoriſche Thatſache, in Conſtantinopel erzählen.

Kleine Reiſen Bd. VI. S. 26.

und nur durch Ränke zu dieſer Würde erhoben, konnte er nicht dulden, daß ein Ungläubiger durch Kenntniſſe glänzte, die er ſelbſt vernachläſſiget hatte. Um ihn zu ſtürzen, wandte er ſich an den Weſſir. »Du haſt dem Drako Dein Vertrauen geſchenkt,« ſprach er. »Auch iſt unſere Nachſicht gegen die Unwiſſenden unter den Chriſten löblich. Aber dieſe Nachſicht darf ſich nicht auf jenen Ungläubigen erſtrecken, auf ihn, der unſer Geſetz kennt, und es doch nicht befolgt. Schon lange iſt die Ulema durch dies Ärgerniß gekränkt worden, und ich, ihr Haupt und Organ, bin gezwungen, ſie zu rächen. Großmüthiger Gebieter, Du, der Du ungetheilt die Gunſt unſers erhabenen Sultans beſitzeſt, merke auf den Rath der Religion, die durch meinen Mund zu Dir redet. Dieſen Zwitter von Moslem und Chriſt zu dulden, verbeut ſie. Laß den

IX.

Drako, ein Morgenländiſches Hykayn.*)

Drako, erſter chriſtlicher Dollmetſcher der Pforte, war mit der Theologie der Moslems nicht weniger bekannt, als mit der der Chriſten. Dieſe, unter den Osmanen ſeltene, gelehrte Kenntniß machte ihn berühmt in Stambul, zog ihm aber auch den Neid und die Feindſchaft der türkiſchen Schriftgelehrten zu. An der Spitze ſeiner Widerſacher ſtand der Muſti. Unwiſſend

*) Ein Seitenſtück zu Boccazens und Leſſings berühmten Ring-Apolog, den der letzte ſeinem Nathan in den Mund legt. Der Polniſche Graf von P. hörte dieſes morgenländiſche Hykayn, als hiſtoriſche Thatſache, in Conſtantinopel erzählen.

Kleine Reiſen Bd. VI. S. 26.

und nur durch Ränke zu dieſer Würde erhoben, konnte er nicht dulden, daß ein Ungläubiger durch Kenntniſſe glänzte, die er ſelbſt vernachläſſiget hatte. Um ihn zu ſtürzen, wandte er ſich an den Weſſir. »Du haſt dem Drako Dein Vertrauen geſchenkt,« ſprach er. »Auch iſt unſere Nachſicht gegen die Unwiſſenden unter den Chriſten löblich. Aber dieſe Nachſicht darf ſich nicht auf jenen Ungläubigen erſtrecken, auf ihn, der unſer Geſetz kennt, und es doch nicht befolgt. Schon lange iſt die Ulema durch dies Ärgerniß gekränkt worden, und ich, ihr Haupt und Organ, bin gezwungen, ſie zu rächen. Großmüthiger Gebieter, Du, der Du ungetheilt die Gunſt unſers erhabenen Sultans beſitzeſt, merke auf den Rath der Religion, die durch meinen Mund zu Dir redet. Dieſen Zwitter von Moslem und Chriſt zu dulden, verbeut ſie. Laß den

Drako zu Dir rufen, und frage ihn, welche von den beiden Religionen er für die wahre halte? Erklärt er ſich für die unſere, ſo gehorche er ihrem Geſetze. Wählt er die andere, nun ſo iſt er ein Gotteslästerer. Er verſchuldet den Tod.«

Der Weſir willigte, wiewohl ungern, in das Begehren des Mufti. Er ließ Drako rufen.

»Dragoman!« ſo redet' er ihn an. »Ich weiß, daß Du beides, das Geſetz, das unſerm heiligen Propheten offenbaret wurde, und das, welches Iſſa*) vor Zeiten ſeinen Jüngern gab, von Grund aus kenneſt. Welchem von beiden räumeſt Du den Vorzug ein?«

»Darf ich,« ſprach mit Faſſung Drako, »darf ich, ehe ich antworte, eine Geſchichte erzählen, die mich vielleicht der Antwort

*) Jeſus.

überhebt? Als ich im Namen des Sultans die Provinz regierte, welche einſt meiner Sorgfalt anvertrauet war, meldeten mir einige Unterthanen Seiner Hoheit, daß ſie eine Mine von edlen Metallen entdeckt hätten. Ich ließ ſie graben. Sie gruben ſich verſchiedene Gänge, drangen bei Lampenſchein in tiefe Schachte, und alle belebte die Hoffnung, früh oder ſpät zum Beſitze der Mine zu gelangen. Nach langer, unermüdeter Arbeit erloſchen ihre Lampen. Aber ſo groß war ihr Eifer, zu finden, was ſie ſuchten, daß ſie das Erlöſchen nicht gewahr wurden. Sie tappten weiter, und griffen, und jeder rief: Ich fand das Gold! Was ihr andern habt, iſt Kupfer und Zinn.«

»Der, welcher von den Höhen des Himmels die Ameiſe in der Tiefe des Abgrundes ſieht, und das Geräuſch ihrer Füße

vernimmt, erblickt auch in ihren dunkelen Schachten die Wähnenden. Er hätte ihre verloſchenen Lampen wieder anzünden, oder ihnen einen Strahl von dem ewigen Lichte ſenden können, der ihn umgiebt; aber er that es nicht. Ihm genügte, jedem von ihnen die Hoffnung und die Zuverſicht zu laſſen, die zur Gründung ihrer Glückſeligkeit hinreichten.«

Drako ſchloß ſeine Erzählung. Der Weſſir winkte ihm Beifall, und der Mufti, der unwiſſende Heuchler, ſchlich beſchämt von dannen.

X.

Fo, der Gerechte.

Fo, der Gott der Chineſer, machte ſich oft, ſo geht die Sage, ein Feſt daraus, unerkannt auf der Erde umher zu gehen, die Herzen der Sterblichen zu prüfen, und mitunter ſchon hier zu lohnen und zu ſtrafen. So kam er einſt in ſchlechtem Aufzuge bei eintretender Nacht vor die Hütte einer Wittwe, und bat um Einlaſſung. Die Wittwe öffnete ſchnell die Thüre dem Flehenden, deſſen ſanfte Stimme ſie ſchon gerühret hatte. Und als ſie nun beim Scheine der dürftigen Lampe ihm in's Geſicht blickte, aus welchem die Redlichkeit ſtrahlte; als ſie hörte, daß er ſich auf ſeinem Wege verirret habe, und daß ihn hungere, da

führte ſie mitleidig den Fremden in ihr Stübchen, ſetzte ihm vor, was das Hüttchen vermochte, ſchürte das Feuer an, und bereitete ihm ein warmes Lager und erwärmte es.

Der Gaſt ließ ſich das gefallen. Er unterhielt die Matrone mit belehrenden Reden, und legte ſich dann zur Ruhe. Die ſorgſame Wittwe ging jetzt in das Stübchen, um ſich zu erkundigen, ob ihm noch irgend etwas abgehe, was ſie ihm reichen könne. Aber ſie fand den Gaſt ſchon ſchlafend.

Als ſie ihn ſo mit ihrem Lämpchen beleuchtete, ſah ſie, worauf ſie bisher nicht ſehr geachtet hatte, daß ſein Kleid zerriſſen war; und durch die Riſſe bemerkte ſie, daß kein Hemd ſeine Blöße decke. Sie ſeufzte und unverzüglich ſchloß ſie ihren Kaſten auf, und ſchnitt von ihrem groben, ſelbſtge-

ſponnenen Leinen ſo viel ab, als zu einem Hemde erforderlich war. Nun begab ſie ſich an die Arbeit, und mit angeſtrengtem Fleiße nähete ſie die Nacht durch an dem neuen Hemde.

Als mit Tagesanbruch der Fremde erwachte, hatte ſie die Freude, es ihm fertig zu reichen. Mit Dank empfing er die Gabe und ſchied. »Gott lohne Dir,« ſprach er beim Scheiden, »Gott lohne Dir, was Du an mir thateſt! Wenn ich geſchieden bin, dann müſſe Dein erſtes Beginnen nicht aufhören, bis die Sonne ſinkt!«

Nur mit halbem Ohre hörte die Matrone dieſe letzten Worte. Sie ging in die Hütte zurück, und das erſte, was ihr aufiel, war die Rolle Leinen, von der ſie das Hemd geſchnitten hatte für ihren Gaſt. Sie wollte es in den Kaſten zurücklegen. »Wie viel Ellen,« dachte ſie jetzt, »mögen noch

Wohlthaten. Tharan mußte genau erzählen, wie es ſeiner Mutter und ſeinen Geſchwiſtern erging. Von ihrer Noth gerührt, rief Murat: »Kommt doch alle zu mir nach Ägypten, und theilet meine Habe. Ich will ein Schiff ſenden, das Mutter und Geſchwiſter zu uns führe.«

»Wohl mir!« rief Tharan bewegt, »wohl mir, daß auch noch unterm Caftan Dir ein Herz ſchlägt, welches die Religion nicht verläugnete. Mehr, als der Glanz Deines Glückes, wird das Deine Mutter erfreuen. Aber nach Ägypten zu ziehen, und ihre andern Kindern der Gefahr bloß zu ſtellen, die Du, mein Sohn, beſtandeſt, dazu möchte ich ſie nicht bereden. Laß mich ziehen mit der frohen Nachricht, daß Du lebeſt und ihrer werth bliebeſt.«

»Edler Mann!« ſprach Murat. »Ferne ſey's, daß ich Dich zu etwas bereden ſollte,

was Deinen Gefühlen widerſtrebet. Aber erlaube, daß ich Dich und die Meinigen vor künftigem Mangel bewahre.«

Er ließ ihm ein Schiff ausrüſten, und ſandte ihn, mit Gold und Getreide beladen, nach Syrien zurück. Tharan brachte Freude und Überfluß in ſeine ländliche Wohnung, die er nicht verließ, und in der er glücklicher lebte, als ſein mit Glanz und Gefahren umgebener Sohn, im Palaſte zu Cairo.

Noch in ſeinem Alter mußte Murat Bey vor den Fränkiſchen Fahnen fliehen. Zwar brachte das Kriegsglück Ägypten wieder unter die Herrſchaft der Osmanen. Aber Murats Glück blühte nicht wieder auf. Er erlag dem Verrathe.

IX.

Drako, ein Morgenländiſches Hykayn.*)

Drako, erſter chriſtlicher Dollmetſcher der Pforte, war mit der Theologie der Moslems nicht weniger bekannt, als mit der der Chriſten. Dieſe, unter den Osmanen ſeltene, gelehrte Kenntniß machte ihn berühmt in Stambul, zog ihm aber auch den Neid und die Feindſchaft der türkiſchen Schriftgelehrten zu. An der Spitze ſeiner Widerſacher ſtand der Muſti. Unwiſſend

*) Ein Seitenſtück zu Boccazens und Leſſings berühmten Ring-Apolog, den der letzte ſeinem Nathan in den Mund legt. Der Polniſche Graf von P. hörte dieſes morgenländiſche Hykayn, als hiſtoriſche Thatſache, in Conſtantinopel erzählen. Kleine Reiſen Bd. VI. S. 26.

und nur durch Ränke zu dieſer Würde erhoben, konnte er nicht dulden, daß ein Ungläubiger durch Kenntniſſe glänzte, die er ſelbſt vernachläſſiget hatte. Um ihn zu ſtürzen, wandte er ſich an den Weſſir. »Du haſt dem Drako Dein Vertrauen geſchenkt,« ſprach er. »Auch iſt unſere Nachſicht gegen die Unwiſſenden unter den Chriſten löblich. Aber dieſe Nachſicht darf ſich nicht auf jenen Ungläubigen erſtrecken, auf ihn, der unſer Geſetz kennt, und es doch nicht befolgt. Schon lange iſt die Ulema durch dies Ärgerniß gekränkt worden, und ich, ihr Haupt und Organ, bin gezwungen, ſie zu rächen. Großmüthiger Gebieter, Du, der Du ungetheilt die Gunſt unſers erhabenen Sultans beſitzeſt, merke auf den Rath der Religion, die durch meinen Mund zu Dir redet. Dieſen Zwitter von Moslem und Chriſt zu dulden, verbeut ſie. Laß den

Drako zu Dir rufen, und frage ihn, welche von den beiden Religionen er für die wahre halte? Erklärt er sich für die unsere, so gehorche er ihrem Gesetze. Wählt er die andere, nun so ist er ein Gotteslästerer. Er verschuldet den Tod.«

Der Wessir willigte, wiewohl ungern, in das Begehren des Mufti. Er ließ Drako rufen.

»Dragoman!« so redet' er ihn an. »Ich weiß, daß Du beides, das Gesetz, das unserm heiligen Propheten offenbaret wurde, und das, welches Issa*) vor Zeiten seinen Jüngern gab, von Grund aus kennest. Welchem von beiden räumest Du den Vorzug ein?«

»Darf ich,« sprach mit Fassung Drako, »darf ich, ehe ich antworte, eine Geschichte erzählen, die mich vielleicht der Antwort

*) Jesus.

überhebt? Als ich im Namen des Sultans die Provinz regierte, welche einst meiner Sorgfalt anvertrauet war, meldeten mir einige Unterthanen Seiner Hoheit, daß sie eine Mine von edlen Metallen entdeckt hätten. Ich ließ sie graben. Sie gruben sich verschiedene Gänge, drangen bei Lampenschein in tiefe Schachte, und alle belebte die Hoffnung, früh oder spät zum Besitze der Mine zu gelangen. Nach langer, unermüdeter Arbeit erloschen ihre Lampen; Aber so groß war ihr Eifer, zu finden, was sie suchten, daß sie das Erlöschen nicht gewahr wurden. Sie tappten weiter, und griffen, und jeder rief: Ich fand das Gold! Was ihr andern habt, ist Kupfer und Zinn.«

»Der, welcher von den Höhen des Himmels die Ameise in der Tiefe des Abgrundes sieht, und das Geräusch ihrer Füße

vernimmt, erblickt auch in ihren dunkelen Schachten die Wähnenden. Er hätte ihre verloſchenen Lampen wieder anzünden, oder ihnen einen Strahl von dem ewigen Lichte ſenden können, der ihn umgiebt; aber er that es nicht. Ihm genügte, jedem von ihnen die Hoffnung und die Zuverſicht zu laſſen, die zur Gründung ihrer Glückſeligkeit hinreichten.«

Drako ſchloß ſeine Erzählung. Der Weſſir winkte ihm Beifall, und der Mufti, der unwiſſende Heuchler, ſchlich beſchämt von dannen.

X.

Fo, der Gerechte.

Fo, der Gott der Chineſer, machte ſich oft, ſo geht die Sage, ein Feſt daraus, unerkannt auf der Erde umher zu gehen, die Herzen der Sterblichen zu prüfen, und mitunter ſchon hier zu lohnen und zu ſtrafen. So kam er einſt in ſchlechtem Aufzuge bei eintretender Nacht vor die Hütte einer Wittwe, und bat um Einlaſſung. Die Wittwe öffnete ſchnell die Thüre dem Flehenden, deſſen ſanfte Stimme ſie ſchon gerühret hatte. Und als ſie nun beim Scheine der dürftigen Lampe ihm in's Geſicht blickte, aus welchem die Redlichkeit ſtrahlte; als ſie hörte, daß er ſich auf ſeinem Wege verirret habe, und daß ihn hungere, da

führte ſie mitleidig den Fremden in ihr Stübchen, ſetzte ihm vor, was das Hüttchen vermochte, ſchürte das Feuer an, und bereitete ihm ein warmes Lager und erwärmte es.

Der Gaſt ließ ſich das gefallen. Er unterhielt die Matrone mit belehrenden Reden, und legte ſich dann zur Ruhe. Die ſorgſame Wittwe ging jetzt in das Stübchen, um ſich zu erkundigen, ob ihm noch irgend etwas abgehe, was ſie ihm reichen könne. Aber ſie fand den Gaſt ſchon ſchlafend.

Als ſie ihn ſo mit ihrem Lämpchen beleuchtete, ſah ſie, worauf ſie bisher nicht ſehr geachtet hatte, daß ſein Kleid zerriſſen war; und durch die Riſſe bemerkte ſie, daß kein Hemd ſeine Blöße decke. Sie ſeufzte und unverzüglich ſchloß ſie ihren Kaſten auf, und ſchnitt von ihrem groben, ſelbſtge-

ſponnenen Leinen ſo viel ab, als zu einem Hemde erforderlich war. Nun begab ſie ſich an die Arbeit, und mit angeſtrengtem Fleiße nähete ſie die Nacht durch an dem neuen Hemde.

Als mit Tagesanbruch der Fremde erwachte, hatte ſie die Freude, es ihm fertig zu reichen. Mit Dank empfing er die Gabe und ſchied. »Gott lohne Dir,« ſprach er beim Scheiden, »Gott lohne Dir, was Du an mir thateſt! Wenn ich geſchieden bin, dann müſſe Dein erſtes Beginnen nicht aufhören, bis die Sonne ſinkt!«

Nur mit halbem Ohre hörte die Matrone dieſe letzten Worte. Sie ging in die Hütte zurück, und das erſte, was ihr auffiel, war die Rolle Leinen, von der ſie das Hemd geſchnitten hatte für ihren Gaſt. Sie wollte es in den Kaſten zurücklegen. »Wie viel Ellen,« dachte ſie jetzt, »mögen noch

wohl daran seyn?« Sie öffnete die Rolle, und fing an, das Leinen an ihrem Arm zu messen. Sie maß, und maß; die Rolle entwickelte sich unaufhörlich, ohne dünner zu werden. Das Stübchen faßte bald nicht mehr das ausgemessene Leinen, und die Wittwe, die sich jetzt der letzten Worte des scheidenden Fremden erinnerte, setzte mit dankbarem Gemüthe ihre Messung fort. Ehe die Sonne sank, war sie nach ihrer Art eine reiche Frau.

Neidisch sah die Nachbarin auf die glückliche Wittwe, und diese verhehlte ihr nicht, wie sie zu ihrem Reichthum gekommen sey. »Bedarf es nur das,« dachte die Nachbarin, »so will ich auch wohl reich werden.« Sie, die sonst den Armen kaum die Brosamen gereichet, vielweniger sie gastfrei in ihre Wohnung aufgenommen und gekleidet hatte, sie verließ jetzt nicht die Thür' ihres

Hau-

Hauſes, in der Hoffnung, der ihr bezeichnete Fremde werde vorüber gehen. Es währte nicht lange, da ward ſie ihres Wunſches theilhaftig. Mit offnen Armen flog die Hocherfreute dem Vorübergehenden zu, und führte ihn mit rührender Äuſſerung der Theilnahme an ſeinem Elend in ihre Wohnung Man kann denken, mit welcher Fülle von Speiſe und Trank er hier umringt wurde. Der Geſättigte ward dann in ein Schlafzimmer geführt, wo er auf einem Lager von Daunen bis zum Morgen ruhete. Kaum war er erwacht, ſo trat die Wirthin in die Kammer. »Lieber Gaſt!« ſo ſprach ſie, «mit Bedauern habe ich das grobe Leinen Deines Hemdes geſehen; Sieh! ich bereite Dir ein feineres, und gern habe ich die Nacht ſchlaflos zugebracht, um es zu vollenden. Nimm es gütig an!«

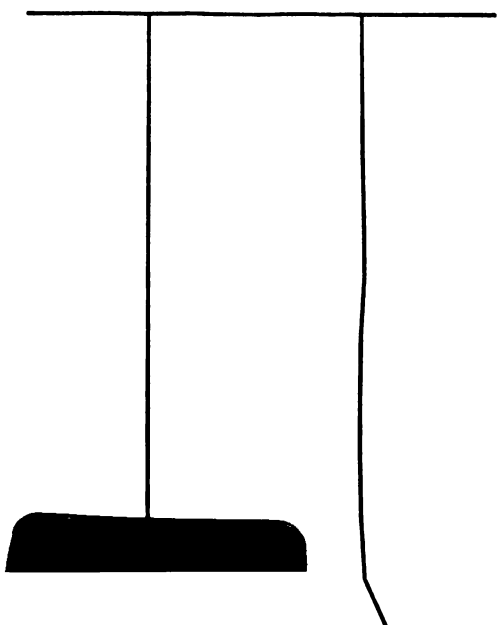
Der Gaſt weigerte ſich nicht der An-

nahme. Er dankte für die Gabe und verließ die Wohnung mit den gleichen Worten: »Wenn ich geſchieden bin, dann müſſe Dein erſtes Beginnen nicht aufhören, bis die Sonne ſinkt!«

Die Wirthin begleitete den Fremdling noch eine Strecke außer dem Hauſe. Dann eilte ſie, was ſie konnte, und maß ſchon in Gedanken an ihrem Arm ihr unendliches Leinen. In der Eile fällt ſie beinahe über einen Eimer voll Waſſers, den ſie, als ſie den Fremden fand, hatte ſtehen laſſen. In dieſem Augenblicke grunzet ihr Schwein. »Das Thier,« denkt ſie, «bekommt über mein Meßgeſchäfte den Tag über kein Futter; ich will ihm wenigſtens das Waſſer vorgießen.« Sie thut es; und ſiehe! der Eimer wird nicht leer. Sie gießt, und kann nicht aufhören zu gießen, ſo gewaltſam ſie auch den Arm zu wenden ſucht.

Den ganzen Tag über goß die Arme, und erſt, als die Sonne ſank, verſiegte der Eimer. Die ganze Gegend umher war überſchwemmt und die Nachbaren kamen in Haufen und foderten Schadenserſatz von der Gießerin. Sie ward ärmer, als zuvor, und für Leichtſinnige ein Gegenſtand des Spottes. Weiſere, welche die Geſchichte hörten, hielten den Spöttern vor, daß der Eigennutz ſie verblendet haben würde, wie die Verſpottete. Dann ſchlugen ſie ihren Confucius nach und laſen ihren Frauen und Kindern die Stelle vor: »In der Schätzung »des Werths unſerer Handlungen ſteht der »gute Wille obenan; es iſt die Bedingung »alles übrigen. Aber nur dann iſt gut der «Wille, wenn er ohne Nebenabſichten han»delt, wie Pflicht ihm zu handeln gebeut.«

PT 2267 .H56 1803
Schriften.
C.1
Stanford University Libraries
3 6105 035 600 209
PT
2287
.H56
1803
v.1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.